

BODO HOMBACH

DAS WEISSE VOM EI

Kommentare zu Medien,
Politik und Zeitgeschehen



BONNER AKADEMIE
FÜR FORSCHUNG UND LEHRE
PRAKTISCHER POLITIK

BODO HOMBACH

DAS WEISSE VOM EI

Kommentare zu Medien,
Politik und Zeitgeschehen

Vorwort von Prof. Dr. Michael Hoch	4
Jagt ihn, ein Versteher! Gegen Intoleranz und Selbstgefälligkeit in der politischen Kultur	7
Schwarm oder Mob? Über die Gefahren der neuen Kommunikationstechniken	11
Zuhören – eine Wiederentdeckung Wie politische Kommunikation funktioniert	17
Gerechtigkeit Über die Vielfältigkeit eines elementaren Wertes	23
Das Weiße vom Ei Über die Notwendigkeit von Zwischentönen und Kompromissen	27
Wider der Argumentationsarmut Die großen Themen unserer Zeit brauchen langfristige Lösungen	31
Wissenschaftliche Beratung? Nein Danke! Warum die Politik nicht ohne Experten auskommt	35
Machbar oder wünschbar? Über den Umgang mit neuen technischen Möglichkeiten	39
Vertrauensverlust en gros? Gegen die pauschale Verurteilung von Institutionen und Eliten	45
Skandal! Über den richtigen Umgang mit Vorwürfen und Fehlern	51
Klarer Standpunkt oder klarer Kopf? Polarisierung verhindert kluge politische Entscheidungen	57

Chlorhuhn und Datenkrake	63
Gegen Vorurteile und polemische Vereinfachungen	
Der Weg ist das Ziel	69
Die Europäische Union muss sich ständig weiter entwickeln	
Wurzeln im globalen Wind	75
Wie Europa mit seinen Regionen umgehen sollte	
Nehmen und Geben	81
Vorschlag zum Abbau der Arbeitslosigkeit in Europa	
Wege aus dem Umfrage-Keller	85
Fehler und Chancen der SPD	
Leben und Lehre	89
Über die Mühen eines Berufslebens in der Politik	
Grüne Rezepte im Zweifel	93
Verdienste und Irrtümer der Umweltbewegung	
Nichts für schwache Charaktere	99
Wie Protestbewegungen das Internet nutzen	
Journalismus im Visier	105
Internet gefährdet Seriosität und Offenheit	
Nähe hat Zukunft	117
Wie Zeitungen in der Krise überleben können	
Kampf oder Tanz?	123
Über den neuen Einklang von Beruf und Karriere	



Foto: Barbara Frommann/Uni Bonn

VORWORT

DES REKTORS DER RHEINISCHEN FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT BONN

Das Gelbe oder das Weiße vom Ei? Schon Aristoteles, das vielleicht bedeutendste Universalgenie aller Zeiten, hat sich darüber vor weit über zweitausend Jahren in seinen berühmten Berichten zur Entwicklung des befruchteten Hühnereis Gedanken gemacht. Er öffnete täglich bis zum Schlüpfen des Küchens ein Ei und sammelte durch Beobachtung wichtige Erkenntnisse über die Entstehung und Entwicklung der Gewebe und Organe des Körpers und des Lebens. Er gilt als der wichtigste Begründer der Embryologie und Entwicklungsbiologie.

Das Leben ist vor rund 4 Milliarden Jahren auf unserer Erde entstanden und die biologische Evolution hat es seitdem mit Macht vorangetrieben. Die Evolution funktioniert nach dem Prinzip der stufenweisen Optimierung vorhandener Strukturen. Sie ist bei sich verändernden Umweltbedingungen immer ein Kompromiss aus Optimierung der Überlebens- und Anpassungsfähigkeit der Lebewesen und gleichzeitiger Sicherung des Fortpflanzungserfolgs der Individuen. Die „kompromissfähige“ Evolution hat unser Überleben ermöglicht und wird dies hoffentlich auch für unsere Nachfahren tun.

Kompromisse und Anpassungsfähigkeit sind bei der Bewältigung der globalen Herausforderungen des Klimawandels, des Umweltschutzes und der nachhaltigen Entwicklung, und bei der Stabilisierung einer unsicherer gewordenen Sicherheitslage notwendiger denn je. Sich mit seinen Nachbarn zu verständigen, Zwischentöne zu erfassen und sich in die Lage und vielleicht auch Nöte des Anderen versetzen zu können, ist Voraussetzung für die Bewältigung der Zukunftsthemen der Weltgemeinschaft. Bodo Hombach adressiert im vorliegenden Band dabei die gemeinsame gesellschaftliche Verantwortung von Politik, Wissenschaft und Medien.

Ich wünsche Ihnen bei der Lektüre viel Vergnügen und viele neue Einsichten!

Ihr Michael Hoch

JAGT IHN, EIN VERSTEHER!

GEGEN INTOLERANZ UND SELBSTGEFÄLLIGKEIT IN DER POLITISCHEN KULTUR

Wir sind das schon gewohnt: Irgendwer sagt uns, wieviel Fleisch wir essen dürfen und ob überhaupt. Rauchen an öffentlichen Orten – das geht gar nicht. Genmais und Chlorhuhn werden zum Leitfossil politischer Korrektheit. Und immer marschieren wir Deutschen aufrecht und mutig voran. Wer uns nicht folgt, ist böse oder dumm. Ihn trifft die geballte Verachtung der Leserbriefe und Blogs.

Nichts gegen bessere Verhältnisse, aber viel gegen das um sich greifende Blockwartdenken. Gern höre ich die Argumente dessen, der da vor mir steht und – wie ich – die Welt gern humaner, nachhaltiger, friedlicher hätte. Aber wenn er mit feuchter Aussprache und stechendem Blick auf mich einredet, mich dabei am Revers meiner Jacke packt und schüttelt, dann wünsche ich, er hätte Unrecht und stemme die Hacken in den Sand.

„Bei allem is wat“, sagen die Westfalen. Deine Angst ist nicht die meine. Wahrnehmung, Erfahrungen, Erkenntnisse unterscheiden

sich von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk. Viele Ziele mögen sich ähneln, aber es gibt auch viele Wege.

Unsere traumatische Inflationsangst teilen nicht alle. Unsere Form der Demokratie passt nicht in jedes Klima. Unsere aufgeklärte Prinzipienethik kollidiert mit der Verantwortungsethik anderer Kulturen. Man muss den Anderen abholen, wo er ist, nicht dort, wo man selbst erst hinwill. Gewählte Regierungen haben breitere Aufgaben und müssen eher Kompromisse suchen als NGO's, die reinen Herzens durch die Welt ziehen und die Harfe schlagen.

Wer auf die Zusammenarbeit mit Amerikanern, Franzosen, Briten angewiesen ist, muss realpolitische Kröten schlucken. Wer das große Problem des IS-Terrors lösen will, kommt an den gemäßigten Staaten des Mittleren Ostens nicht vorbei. Ein Ping-Pong-Spiel in Peking gab der amerikanisch-chinesischen Entspannung einen wichtigen Schub. Man darf und soll die Prügelstrafe in Saudi-Arabien kritisieren, aber werden deutsche Kicker automatisch zum Komplizen, wenn sie dort Tore schießen?

Wenn wir mit dem Finger auf andere zeigen, weisen drei auf uns. Vielleicht ist unsere Kultur, Rechtsprechung, Politik nicht so allein-seligmachend, wie wir glauben. Wandern nicht schon wieder Hakenkreuzflaggen durch Leipzig oder Dresden? Sind unsere Medien immer ein Hort redlicher Wahrheitssuche? Sind wir etwa unschuldig an den Katastrophen der Finanzindustrie? Haben wir nicht auch ein gerüttelt Maß Schuld an den Konflikten, mit denen sich die Völker quälen? Fast alle wurzeln z.B. in den zwei Weltkriegen, mit denen wir Europa und große Teile der Welt verwüstet haben. – Wir müssen nicht ständig in Sack und Asche gehen, aber bevor wir uns zum Präzeptor Mundi aufschwingen, könnte ein wenig Gewissenserforschung nicht schaden.

JAGT IHN, EIN VERSTEHER!

Beliebtester Kampfbegriff für den moralischen Lackmustest ist seit einiger Zeit der „Versteher“. Wer seinen Meinungsgegner nicht überzeugen, sondern gesellschaftlich ächten will, muss ihn zum Putin-, Obama-, Griechenland-, Saudis-, Israel- oder China-Versteher erklären, und schon läuft alles wie geschmiert.

Halten zu Gnaden! – Wir haben schon Schlimmeres erlebt als Politiker, die ihr Gegenüber verstehen wollen. Politische Kommunikation scheitert von Anfang an, wenn sie nur auf die eigenen Ziele starrt und sich nicht auch als Verstehensversuch begreift. Ich muss die Motive des Anderen nicht teilen, ich sollte sie aber zur Kenntnis nehmen und sie aus seinem Blickwinkel betrachten können. – Das hieß einmal „Wandel durch Annäherung“ und hat den Eisernen Vorhang verschrottet. – Immerhin.

FOCUS, 30.03.2015

SCHWARM ODER MOB?

ÜBER DIE GEFAHREN DER NEUEN KOMMUNIKATIONSTECHNIKEN

Schwärme können eindrucksvolle Formationen bilden. Souveräne, emanzipierte, friedliche Individualisten steigen aus zeitgeistlichem Chaos empor. Eine Massenbewegung hin zur neuen aufgeklärten Gesellschaft begeistert Gabor Steingart. Ich sehe darin „bedauernd“ mehr Appell als Interpretation.

Eine der interessanteren Hervorbringungen politischer Literatur stammt aus der Feder des französischen Anwalts und Schriftstellers Maurice Joly (1829-1878). Es hat den Titel „Macht kontra Vernunft – Gespräche in der Unterwelt zwischen Montesquieu und Machiavelli“. In einem rasanten Dialog schwört der Franzose auf den „Geist der Gesetze“. Ganz Aufklärer ist er überzeugt, dass eine vernünftige Verfassung und gute Institutionen ein modernes Volk für immer vor dem Rückfall in Despotie und Untertanengeist bewahren werden.

Der Florentiner hält zynisch dagegen. Man gebe ihm den besten Staat der Erde und zehn Jahre. Sie würden genügen, alle Errungen-

schaften zu korrumpieren und dieses stolze Volk Zug um Zug in kriecherische Heloten zu verwandeln. Die würden sich am Ende glücklich schätzen, wenn sie ihre Rechte und Freiheiten dem nächstschlechtesten Tyrannen überreichen dürfen.

„Unmöglich!“ sagt Montesquieu. „Nichts leichter als das!“ sagt Machiavelli. Sie schließen eine Wette ab, wir warten noch, wie sie ausgeht.

Jolys Buch war 1864 in Brüssel erschienen und gegen Napoleon III. gemünzt. Es sollte heimlich über die Grenze nach Frankreich geschafft werden. Der Coup misslang. Die gesamte Auflage fiel – bis auf wenige Exemplare – den Grenzwächtern in die Hand und wurde vernichtet. Joly kam für fünfzehn Monate hinter Gitter.

Es wäre an der Zeit, das Buch wieder zu lesen, besser noch, es um- und weiterzuschreiben. Etwa so:

Der Montesquieu von heute sähe frohen Staunens und Arm in Arm mit Gabor Steingart, wie sich eine junge Generation in den entwickelten Staaten mit einem „und Tschüss!“ von den Drahtziehern und Vordenkern verabschiedet, die noch kürzlich glaubten, alle Hebel in der Hand zu haben. Das wäre er doch, der selbstbewusste Citoyen, wie ihn die Aufklärung erträumt hat. Aus der Deckung seiner unzähligen Lebensmodelle und sanft entschlossen, sich den schmalen Zeitspalt seines einzigen Daseins nicht mehr durch Fremdbestimmung stehlen zu lassen, ignoriert er verkrustete Institutionen wie Milieu, Verein, Partei und Kirche. Der Staat ist ihm nur noch eine einzige große Bürgerinitiative mit Volksfestcharakter. Vor keinem Silberrücken wird er das Rückgrat krümmen. Haben sich nicht alle „Eliten“ als unfähig erwiesen, die Probleme zu lösen – das in sie gesetzte Vertrauen frivol verspielt? Sie sind zu unerheblich, um sie zu bekämpfen. Man überlasse ihnen die Mikrofone, damit sie beschäf-

tigt sind und nicht weiter stören. Wäre es also endlich angebrochen, das Zeitalter der freien Individualgesellschaft, die „Generation Y“, welche sich nicht mehr durch das Machbare vom Wünschbare ablenken lässt?

Und doch. Der „Vater der Gesetze“ – aus Erfahrung klug – könnte auch mit heimlichem Grauen den dünnen Boden erkennen, auf dem das Volksfest spielt? Zu viele, die im Dunkeln stehen, können sich den Luxus solcher Souveränität nicht leisten. Es gibt die Selbstbedienung aus öffentlichen Mitteln zu Lasten kommender Generationen, den Rückfall in nationale Ressentiments, die Selbstentwertung der Presse, die Brüchigkeit der kontinentalen Friedensordnung. Haben die „stillen Revolutionäre“ seines Freundes Steingart genügend Spannkraft, wenn Millionen Afrikaner die europäischen Zäune stürmen? Werden sie die unkontrollierten Schlapphüte an die Kandare nehmen, wenn sie nach jedem Attentat eines durchgeknallten Islamisten den kollektiven Selbstmord aus Todesangst empfehlen? Hat die Einwirkungsmöglichkeit der – die Beliebtheits- und Vertrauensskala anführend – Feuerwehrleute und die Weisheit des Schwarms nicht ihre Grenzen? Könnte man sie nicht doch schon aus Mangel an Konsistenz – mit wenig Aufwand in die Dummheit des Mobs verwandeln? Müsste man nicht mindestens warnen, dass der Verzicht auf Regeln das Spiel gefährdet und dass das reflexartige Verhöhnern historisch gefundener und teuer erkämpfter Strukturen nicht immer Emanzipation bedeutet? Ist der von allen und jedem Enttäuschte, der, der keinem mehr traut, der fröhliche, befreite und emanzipierte Steingart'sche Hoffnungsträger? Er ist eher ein Verunsicherter, auf der Suche nach neuen Gewissheiten.

Die spontane Begeisterung seiner Kontrahenten (Montesquieu/Steingart) würde Machiavelli zunächst irritieren und ihm nahele-

gen, die Wette verloren zu geben. Ein Volk, das sich den klassischen Methoden der Machtausübung mit den Kapriolen eines Clowns entzieht, passt so gar nicht in seine Welt. Ein Instrument wie das Internet, das jedes Herrschaftswissen unterläuft und mit grenzenloser Kommunikation die totale Koalitionsfreiheit ermöglicht, muss jeden „Principe“ in die Verzweiflung treiben.

Aber dabei bliebe es nicht. Er würde bald kapieren, welche ungeahnten Möglichkeiten der Manipulation die neuen Techniken und Systeme bieten. Wenige gut platzierte Algorithmen könnten – ganz ohne Folterkammern und öffentliche Hinrichtungen – den Freiheitsdrang auf das unschädliche Nebengleis von „Brot und Spielen“ schieben. Für eine läppische Payback-Karte, die sich als Schnäppchen gebärdet, lassen sich Millionen Konsumjunkies ihre informationelle Selbstbestimmung abhandeln. Beim orgiastischen Tanz ums Goldene Smartphone, bei der allgemeinen endemischen Geräte-Sucht und beim lauschenden Lautsprecher im Wohnzimmer ist der Mensch nur noch Terminal. Er glaubt zu schieben und wird geschoben. Und er besorgt es sich selbst. Niemand muss ihn zwingen. Hauptmotor ist seine Unersättlichkeit, kein Derivat der Erbsünde oder des Kapitalismus, sondern seiner Natur. Wer sie durchschaut und zu bedienen versteht, macht aus dem begrenzten Bedarf die grenzenlose Begierde. Und diese ist der gefährliche Regelkreis, der das System „Mensch“ im kontingenten System „Erde“ vernichten kann. – Machiavelli atmet durch. Die Wette ist noch lange nicht verloren.

ZUHÖREN – EINE WIEDERENTDECKUNG

WIE POLITISCHE KOMMUNIKATION FUNKTIONIERT

Lärmschutz ist „in“. Neue Flughäfen und Einflugschneisen sind kaum noch gegen das Ruhebedürfnis der Anlieger durchzusetzen. Ein Menschenrecht auf Stille wird energisch eingefordert, auch unter lautem Protest.

Physikalischen Lärm kann man mit Dämmstoffen reduzieren. Beim politisierenden Lärm ist das schwieriger. Manche Redner oder Blogger glauben nur noch sich selbst. Sie messen die Qualität ihrer Argumente an Lautstärke oder Rabulistik. Mit Hilfe neuer Technik kann heute jeder senden, wann, was und so viel er will. Das wird fleißig genutzt. Nur noch wenige können oder wollen zuhören.

Meinungsgegner aller Couleur versuchen, sich zu übertönen. Sie halten es für Selbstbehauptung, Leidenschaft und Willensstärke. In Talkshows haben sie die Gladiatorenrolle. Das Publikum feuert an. Der Moderator treibt sie gegeneinander. Er hat solche ausgesucht, von denen er sich Kampfeslust und Wortgetöse verspricht. Partei-

sekretäre, Journalisten, Verbandsfunktionäre haben sich vorher ihre Argumente zurechtgelegt, sind entschlossen, keinen Fingerbreit Terrain aufzugeben. Sie wurden von ihren Mannen auf Krawall gebürstet.

Viele Moderatoren moderieren nicht mehr. Sie geben allen gleichzeitig das Wort. Was sich optisch als Diskurs gebärdet, mutiert zur multiplen One-way-Kommunikation. Worte, Sätze, Gesten wabern wie eine Art Plasma zwischen den Studiowänden.

In kurzen Erschöpfungsphasen kommt es vor, dass einer zu einem längeren Gedanken ansetzt. Man nutzt die Zeit, sich die nächsten Statements und Antworten zurechtzulegen. Sie müssen nicht zu der Frage passen, die jemand stellen wird.

Symbolfigur des Übertönens ist „Gernot Hassknecht“ in der Heute-Show des ZDF, wenn er sich mitten im Salbadern – wie ein Fünfjähriger an der Lidl-Kasse – hinschmeißt und herausschreit, was seine intellektuelle Peristaltik bedrängt. Das Publikum fühlt sich ertappt und klatscht vorbeugend Beifall.

Eine neue Chance für Anschreien bietet das Internet. In Blogs und Meinungsseiten ist jeder „auf Sendung“. Er schießt aus vollem Rohr, gut gedeckt durch einen Fantasienamen und ohne Rücksicht auf lästige Umgangsformen. Durch die Schießscharte des heimischen Bildschirms kann man die ganze Welt mit verbalem Schaum übergießen und sich selbst jeder Gegenwehr entziehen. Argumente sind selten, pointierte Meinungen ebenfalls. Viele Schreiber begnügen sich mit ihrer momentanen Befindlichkeit, schmettern diese aber mit der Wucht einer hohenpriesterlichen Verkündigung jedem vor die Füße, der sich nicht schnell genug wegklicken kann. Eines ist allen Schreihälsen gemeinsam. Sie haben das Zuhören verlernt. Sie haben es sich wegtrainiert wie ein lästiges Überbleibsel aus den Kindertagen politischer Kultur.

ZUHÖREN – EINE WIEDERENTDECKUNG

Machen wir einen nostalgischen Versuch, diese uralte Tugend wiederzuentdecken. Dabei genügt uns nicht der Albumspruch, dass wir nur einen Mund, aber zwei Ohren haben. Immerhin: Die letzteren erlauben uns das räumliche Hören. Es vermittelt uns ein realistischeres Bild von der Vielfalt der Stimmen und Tonlagen. Man entziffert Vorder- und Hintergrund, unterscheidet Wichtiges und Nebensachen. Man steckt nicht in einer Sackgasse oder klagt an einer Mauer. Der Zuhörer ist nicht nur an seinem eigenen Echo interessiert. Ein weiterführender Dialog braucht Sprechen und Zuhören. Das hat einen enormen Kollateral-Vorteil. Wenn nur einer spricht, während der andere lauscht, halbiert sich der Lärm der Veranstaltung. Das Publikum bekommt eine Chance, eigene Gedanken zu entwickeln und sich klar zu werden, was man gern selbst und schon immer gesagt hätte.

Die Kulturtechnik des Zuhörens ist Grundlage und Ferment der Demokratie. Die ist nicht Diktatur der 51 über die 49. Mehrheitsentscheidungen sind nur dann zu rechtfertigen, wenn sie das kleinere Übel sind, und auch der Unterlegene wenigstens mitwirken konnte. Es geht um den friedlichen Interessenausgleich im Nebeneinander unterschiedlicher Lebensentwürfe. Die kleinste Gruppe kann die weiseste sein und die größte die dümmste. Die Gesellschaft ist kein „Volkskörper“ unseligen Angedenkens, sondern buntes Ensemble multiplexer Individuen, Gruppen und Bedürfnisse. Niemand ist nur Gänger einer Partei oder Apostel eines Programms. Er ist zugleich auch noch Familienvater, Taubenzüchter, Wähler, Katholik und Elektriker. Wenn man ihn in die eine Schublade einsortiert, springt er aus der anderen heraus. Er selbst wäre heillos überfordert, sich eindeutig definieren zu sollen. Wer eine letztgültige Wahrheit zu verkünden hat, braucht nicht zuzuhören. Er braucht nur Zuhörer. Die

ZUHÖREN – EINE WIEDERENTDECKUNG

Geschichte der unumstößlichen Wahrheiten ist aber die Geschichte der Irrtümer.

Thomas von Aquin schrieb einmal: „Ich darf meinem Meinungsgegner erst dann widersprechen, wenn ich das beste seiner Argumente überzeugender vortragen kann als er selbst.“ – Whow! – Gar nicht so dunkel, das Mittelalter!

HANDELSBLATT, 25.04.2014

GERECHTIGKEIT

ÜBER DIE VIELFÄLTIGKEIT EINES ELEMENTAREN WERTES

Eine Karikatur zeigte eine fünfköpfige Familie auf Wanderung zur nächsten Jugendherberge. Jedes Mitglied trug seinen Rucksack, Vater einen winzigen, der jüngste Sohn einen riesigen. Es herrschte eine Form von Gerechtigkeit. Alle waren – mit Rucksack, also brutto – gleich schwer.

Der Betrachter merkt: So kann es nicht gehen.

Gerechtigkeit: Das Wort geht um in unserem Land. Ob real begründet oder nur gefühlt. Es gibt Gesprächsbedarf über das Maß an Gerechtigkeit in der deutschen Gesellschaft. Gewiss auf hohem Niveau, denn in der gesamten Geschichte gab es hierzulande noch keine Epoche mit einem so hohen Pegelstand an sozialer Sicherheit, Förderung der Benachteiligten, Transparenz der Entscheidungen und Mitwirkungsmöglichkeit der Betroffenen. Statistisch gesehen leben wir in der besten aller Welten.

Das aber tröstet keinen, der konkret an der Unterkante vegetiert, während andere sinnlosen Reichtum anhäufen. Unterschiede wird es immer geben, denn Menschen sind verschieden nach Herkunft,

persönlicher Konstitution, Bedürfnissen. Alle Versuche, sie diesbezüglich einzuebnen und den „neuen Menschen“ zu erschaffen, sind gescheitert. Unruhig werden sie jedoch und bleiben es, wenn ihnen Rechte vorenthalten werden, und Chancen ungleich verteilt sind. Dann reden sie von „Lücke“ und „Defizit“, murren und rotten sich zusammen.

Aber auch das ist wahr: Gerechtigkeit ist nicht die parasitäre Existenz, die sich von der Allgemeinheit tragen und aushalten lässt, ohne sich selbst an der Schaffung des Gemeinwohls und an einem vernünftigen Ausgleich der Interessen zu beteiligen. Solche gibt es nicht nur in der „sozialen Hängematte“, sondern auch auf dem Börsenparkett. Gleiche Chancen haben, ist das eine. Sie nutzen, ist das andere. Und wie sie genutzt werden ist das Dritte.

So ist das mit den Elementarbegriffen: Auf Abstand sind sie jedermann klar. Wenn man sich ihnen nähert, werden sie merkwürdig.

Ideologische Konzepte sind unbrauchbar. Sie erklären die ganze Welt aus einem Punkte. Sie können die Massen mobilisieren, führen sie aber in die Sackgasse. – Gerechtigkeit ist auch keine Formel mit Gleichheitszeichen. Sie geht nie restlos auf. Also bleibt sie eine immer zu lösende Aufgabe und stellt den praktischen Politiker vor ein Dilemma. Die Komplexität der Aufgabe schüchtert ihn ein, er hat aber täglich damit zu tun. Ein abstrakt schlüssiges Konzept wird ihm nicht gelingen, vielleicht aber – am Ende des Tages – ein kleiner Schritt in die richtige Richtung.

Ist Gerechtigkeit ein subjektives Gefühl, das mit den realen Tatsachen nur bedingt zu tun hat? Von innen betrachtet, sieht auch ein Hamsterrad aus wie eine Karriereleiter.

Ist Gerechtigkeit eine moralische Kategorie oder eine der pragmatischen Vernunft? Welcher Entwurf irdischer Gerechtigkeit kann

sich behaupten gegen die Ungerechtigkeit einer schweren Krankheit, eines frühen Todes, einer schiefen Nase oder der furchtbaren Tatsache, zufällig in Syrien geboren zu sein?

Und kaum ein Begriff verändert sich ähnlich stark im Lauf der Geschichte.

Lange ging es um Konformität mit einer als göttlich vermuteten Weltordnung. Da auch um Handlungsgerechtigkeit und das persönliche Bemühen um gerechte Entscheidung. Heute interessiert uns mehr die Systemgerechtigkeit der Verhältnisse, also der Strukturen des Staates und seiner Gesellschaft.

In rascher Folge tauchen neue Begriffe und Anwendungen auf: Wir sagen „Frauenquote“ und wollen die Geschlechtergerechtigkeit. Wir sagen „Nachhaltigkeit“ und meinen die Generationengerechtigkeit. Die Übernahme des globalen Denkens aus den Köpfen der Philosophen und Utopisten in den allgemeinen Sprachgebrauch macht Gerechtigkeit zu einer universellen Kategorie.

VORWORT ZUR BAPP-VERÖFFENTLICHUNG „GERECHTIGKEIT - KONKRET!“,
NOVEMBER 2014

DAS WEISSE VOM EI

ÜBER DIE NOTWENDIGKEIT VON ZWISCHENTÖNEN UND KOMPROMISSEN

Wer lächelt oder „Zähne zeigt“, beteiligt die gleichen Gesichtsmuskeln. Der kluge Diplomat zeigt seinem Gegenüber das Lächeln. Man kann sich an den gemeinsamen Tisch setzen. Ausgehandelte Konditionen und Verträge waren selten das Gelbe vom Ei, aber oft das Weiße. Sie brachten Wandel, Fortschritt und Frieden.

Die bedrohte Spezies der Zeitungsleser erinnert sich. Es gab Kommentatoren, die suchten durch ein mutiges „Sowohl-als-auch“ den Ausgleich der Interessen. Sie hatten die Fähigkeit, die zwei Seelen in jeder Brust auf erwachsene Weise zu versöhnen. Die Welt musste nicht am eigenen Wesen genesen. Auch der längste Weg – so wusste man – beginnt mit dem ersten Schritt. Politik war die Kunst des Möglichen. Regierungen konnten wechseln, neue Strömungen setzten sich durch. Der umsichtige Politiker behielt das Ziel im inneren Auge, das äußere lugte umher, welche Kräfte nützlich waren, ob sich Bündnisse knüpfen ließen und wie man Durststrecken überstehen konnte. Realpolitik

war Gütesiegel, nicht Schimpfwort. Toleranz und Interessensausgleich sichern den Frieden. Egomatische Rechthaberei verhindert ihn. Man wusste: Die größten Kritiker der Elche waren früher selber welche.

Das hat sich bedenklich verändert. In Gesellschaft, Politik und Medien mehren sich die „one-issue“-Charaktere. Sie sind passend für die Arena der Talkshows. Sie sind die Gladiatoren unwiderruflicher Meinungen. Sie wissen, wie alle anderen sich verhalten sollen, auch „die“ Presse, „die“ Amerikaner, „die“ Saudis, die „Banker“, „die“ Roten, Grünen, Schwarzen, Bunten.

Ihr Horizont ist der Standpunkt. Ihr Argument ist nicht Beitrag, sondern apodiktische Pose. Sie fordern „den“ Fortschritt hier und jetzt. „Fortschritte“ sind zu mühsam. Wenn sie nicht „alles“ haben können, tritt ihr Plan B in Kraft: das „Nichts“. Sie handeln auch gegen Eigeninteressen. Sie finden das Haar in der Suppe und treten in den Hungerstreik.

Ihrem Blick fehlt es an Tiefenschärfe. Sie starren auf das Medienbild von Putin und vergessen das vielfältige Russland. Sie sagen „Guantanamo“ und erledigen damit das große und bunte Amerika. Sie protestieren zu Recht gegen öffentliches Kopfab schlagen und Auspeitschen im saudischen Riad und fordern das Abrücken vom langjährigen Verbündeten. Für ihr chemisch-reines Gewissen nehmen sie in Kauf, dass Neben- und Miteinander und damit auch Einwirkung unmöglich werden.

Die meisten islamischen Staaten, besonders die vom Golf über Saudi-Arabien bis zu den Nachbarn am Mittelmeer wissen genau: Auch sie sind auf der Vernichtungsliste der Terroristen des IS. Ohne sie ist der Kampf auch für uns nicht zu gewinnen. Verbündete sollte man stärken und nicht vorführen. Sie müssen nicht nach unserem Bild geformt sein.

Nur ein trotziges Kind schmeißt die Figuren, wenn es das Spiel nicht beherrscht. Interessant: Die Mächtigen von gestern aus allen Richtungen und auch kluge Militärs mahnen Deeskalation an. Sie wissen, wie hoch der Preis politischer Naivität ist.

Auch die Sprache zündelt an der Lunte. Der „Versteher“ ist plötzlich nicht mehr Vorbild. Er steht am Pranger. „Putin-Versteher“, „Pegida-Versteher“, „Islam-Versteher“ wurde zum SCHLAG-Wort. Es soll den abwägenden Betrachter und behutsamen Vermittler mundtot machen, bevor er den Mund auftut. Ein Weg in die Sackgasse.

Wir sollten so viel wie möglich verstehen wollen, besonders wie unser Tun und Reden auf andere wirkt. Nur wer vor der eigenen Haustüre kehrt, kann die Nachbarn ermuntern, beim Wettbewerb „Unsere Welt soll schöner und besser werden“ mitzumachen.

FOCUS, 31.01.2015

WIDER DER ARGUMENTATIONS- ARMUT

DIE GROSSEN THEMEN UNSERER ZEIT BRAUCHEN LANGFRISTIGE LÖSUNGEN

Wir erinnern uns: Früher brauchte es lange Zeiträume, um die großen Umbrüche der Strukturgeschichte vorzubereiten. Noch länger brauchte das Neue, um normal zu werden. Alles ereignete sich innerhalb bestehender Grenzen. Der größere Rest der Welt blieb unberührt und ungerührt.

Die Trägheit klassischer Institutionen der Werteerziehung und Sinnstiftung (Familie, Schule, Gemeinde, Partei) federte schroffe Sprünge ab. Ihr Argument hieß: „Es steht geschrieben“ oder „So war es immer“. Weltliche und geistliche Macht misstrauten dem Neuen. Es hatte den Ruch von Aufruhr und Sünde. Also ließ man sich Zeit damit, manchmal zu lange. Dann flog man aus der Kurve.

Die Hindernisse hatten auch ihr Gutes: Sie bremsten das Tempo, sie belüfteten den Sturzbach der Ereignisse mit einer Vielzahl neuer

Ansichten und Argumente. Manche davon mit langer Halbwertszeit oder bleibendem Wert. Heute erleben wir fast täglich **dramatische Traditionsabbrüche**.

Was irgendwo geschieht, geschieht zeitgleich und überall. Zögern des Nachdenken erscheint antiquiert und kontraproduktiv. Eine gigantische Medien- und Werbeindustrie erzeugt die massenhafte Bereitschaft, das Machbare auch schon für das Wünschbare zu halten. Es hat die klebrige Süße des Honigs, aber auch die des Fliegenfängers.

Das hat Folgen

Erkennbar richtige und beweis zugänglich vernünftige Entwicklungen geraten auf die lange Bank. Parteienstreit wird Spiegelgefecht und erlaubt keine markante Haltung, kein sorgsames Abwägen oder gar das Eingestehen eines Irrtums.

Populistische Anbieter drängen ins Vakuum. Sie locken mit schlichter Wenn-dann-Prognose (Ausländer raus, Euro abschaffen, EU verlassen – und alles wird gut.). Sie bedienen bequeme Rückwärtsträume und ersparen sich die Mühe, im schwierigen Gelände einen gangbaren Weg zu suchen.

Nach jedem Wahldebakel – und das gilt für alle Parteien – ertönt der Ruf nach neuer Profilierung. Gemeint ist dann aber Verengung statt Weitung. Man definiert sich nur noch über den politischen Gegner. Wichtige Projekte lässt man lieber scheitern, als sie mit pragmatischen „Bündnissen auf Zeit“ zu verwirklichen. Die Mitten der großen Parteien sind einander näher als ihren eigenen Flügeln.

Gegenwärtig erlebt Deutschland günstige Wirtschaftsdaten, auch dank der rot-grünen Agenda-Politik. Obwohl sie vor der Ernte Wahlen verloren hat, könnte die Sozialdemokratie stolz drauf sein, richtig gesät zu haben. Sie ist es nicht. Die Unionsparteien können über

Wahlerfolge jubeln, die sie dem Merkel-Bonus verdanken. Beide großen Parteien könnten sich erlauben, die erkannten Probleme mit Bodenhaftung und visionärem Schwung zu bearbeiten. Es ist also **Hochkonjunktur für gute Argumente** und ehrliche Makler für die Sorgen der Menschen. Wortführer sollten das Wort ergreifen. In allen Ländern sehnen sich die wachen Köpfe nach mehr Frauen und Männern „mit Eigenschaften“ in den Führungsetagen.

Übrigens: Es mangelt nicht an Themen von höchster Relevanz. Sie wären es wert, mit guten Argumenten bearbeitet zu werden. Hier nur der Beginn einer langen Liste:

- » Rückholung des „Ichs“ aus seiner digitalen Entfremdung und ökonomischen Instrumentalisierung.
- » Weiterentwicklung des Europa-Gedankens zum pulsierenden Miteinander regionaler, nationaler und kontinentaler Zuständigkeiten.
- » Domestizierung der Finanzwirtschaft vom Selbstzweck zum Dienstleister.
- » Umbau der Wirtschaft zu qualitativem Wachstum durch Nachhaltigkeit – nicht als moralische Pflicht, sondern als mitreißender „New Deal“.
- » Reorganisation des Marktes als gemeinsamer Wettbewerb statt Verdrängung durch feindliche Übernahmen.
- » Transparenz und Teilhabe bei allen Projekten und Entscheidungen der Infrastruktur.
- » Suche nach neuen Formen einer internationalen Höflichkeit.

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG? NEIN DANKE!

WARUM DIE POLITIK NICHT OHNE EXPERTEN AUSKOMMT

Alljährlich wiederkehrende Liturgie im politischen Kirchenjahr ist die feierliche Übergabe des Gutachtens der „Wirtschaftsweisen“. Mikrofone, Kameras. Die Kanzlerin, der Wirtschaftsminister, ein Hofstaat von Beamten schwebt mit ein. Ein schönes Bild: Politik und Wissenschaft einträchtig zum Wohle des Volkes.

Der Schein trügt. Schon die Körpersprache der Bescherten spricht Bände. Sie bekundet Sorge. Könnte der Bericht unangenehme Wahrheiten enthalten? Welche Wahrheit? Wessen Wahrheit?

Zum Beispiel Fracking. Im vorigen Herbst fand der Chef der zuständigen Bundesanstalt für Geowissenschaften keine wissenschaftliche Begründung gegen diese Methode und sah sich darin einig mit führenden Geologischen Diensten in Europa. Nun kommt auch die renommierte Deutsche Akademie der Technikwissenschaften

– WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG? NEIN DANKE! –

(acatech) zur Überzeugung, Fracking verdiene es nicht, umstritten zu sein und per Gesetz ins Abseits gestellt zu werden. Es könne die Schroffheiten der Energiewende abfedern, und auf Grund neuer Verfahren sei es ökologisch neutral und technisch beherrschbar.

Dem Bio-Deutschen gilt es jedoch als nicht gesellschaftsfähig. Die „Schwarmintelligenz“ im Netz wird zum wütenden Mob, wenn jemand wagt, sich differenziert zu äußern. Die Politik geht in Deckung. Gutachten verschwinden in der Schublade oder werden diametral umgedeutet, so 2014 eine Studie des Geologen Uwe Dannwolf. Die Präsidentin des Umweltbundesamts sinniert: Ein Verbot der Schiefergasförderung sei schwierig, aber man könne mit scharfen Leitplanken einen verbotsähnlichen Zustand erreichen.

Wie man die Fakten auch immer bewertet, es stimmt was nicht, wenn man darüber nicht mehr sachlich reden darf.

Welchen Stellenwert hat wissenschaftliche Politikberatung, wenn ihre Ergebnisse als Störfall gelten? Wie kritisch ist eine mediale Öffentlichkeit, die nur noch auf die Pauke haut? Die Bibel ist klüger: „Prüft alles, und behaltet das Gute!“

Es gibt durchaus Gründe, Experten nicht alles „aufs Wort“ zu glauben. Manche sind nämlich selbst ernannt. Gerade deshalb brauchen seriöse Gutachter und Wissenschaftler Resonanz. Sie brauchen keinen schalltoten Raum, dessen filzgedämmte Wände jeden Widerhall ersticken.

Die politische Klasse umgibt sich gern mit einem Ruch von Wissenschaftlichkeit. Was aber, wenn die Fakten den Meinungskampf behindern oder einem Parteitagsbeschluss widersprechen. Welcher Parlamentarier hat überhaupt die Zeit, sich in ein voluminöses Gutachten zu vertiefen? Darum soll sich die Verwaltung kümmern oder die parteinahe Presse. In manchen Büros scheint der Wandspruch zu

– WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG? NEIN DANKE! –

hängen: „Wer nichts macht, macht keine Fehler.“ – Man hat ein Amt, aber keine Meinung.

Umgekehrt, aber im Ergebnis vergleichbar, verhalten sich die Verbände und Bürgerbewegungen. Sie haben kein Amt, aber eine Meinung. Die wollen sie nicht an wissenschaftlichen Fakten scheitern lassen. Wozu dient die „Weisheit“ des Gutachters, wenn es doch auf die emotionale Schläue der Kampagne ankommt? Politik und Wissenschaft können einander befruchten. Sie denken und handeln jedoch mit unterschiedlicher Logik. Politik fragt weniger: „Was ist Sache?“, sondern: „Wohin geht der Weg?“ Zu allen Zeiten war die Rezeption wissenschaftlicher Ergebnisse bestimmt von Machtverhältnissen und gesellschaftlichen Befindlichkeiten. Das erlebten Galilei und Darwin. Das sollte heute anders sein! Behaupten wir doch, vom Zeitalter der Aufklärung geprägt zu sein.

Die Wahrheit hätte es leichter, wenn man höflicher streiten würde. Entweder ich habe Recht, oder ich lerne hinzu. Beides ist eigentlich Grund zur Freude. So bleibt die Hoffnung, dass die Wahrheit sich durchsetzt, weil sie politische Freunde findet.

FOCUS, 20.06.2015

MACHBAR ODER WÜNSCHBAR?

ÜBER DEN UMGANG MIT NEUEN TECHNISCHEN MÖGLICHKEITEN

Als man den klugen früheren amerikanischen Botschafter in Deutschland John Kornblum fragte, warum amerikanische Dienste in der ganzen Welt rumhorchen und mitlesen, war seine Antwort kurz: „Weil sie es können.“ Das klang so elementar wie „Befehl ist Befehl“. Es war weit mehr als eine Pointe. Es könnte das Axiom einer ganzen Epoche werden. Dinge geschehen aus dem einzigen Grund, dass sie plötzlich technisch möglich sind.

Im Grunde ist das nicht wirklich neu. Erfinder und Bastler in ihren Labors und Garagen waren immer besessen von der einzigen Hoffnung, „dass es funktioniert“. Ob es dann auch noch einen höheren Sinn oder Nutzen für die Allgemeinheit hatte, kam in ihren Formeln kaum vor.

Und auch das ist bekannt: Technische Erfindungen warten nicht auf Parteitagbeschlüsse oder Koalitionsverträge, bevor sie auf den Markt kommen. Es gibt sie plötzlich mit dem naiven Charme einer

MACHBAR ODER WÜNSCHBAR?

Naturgewalt. Hersteller und Händler hoffen auf Käufer. Wenn diese erst in Massen anmarschieren, dämmern den Verwaltern des Allgemeinwohls die möglichen Risiken und Nebenwirkungen.

Viele technische Eruptionen sprechen nur ein kleines Klientel an. Manche aber greifen folgeschwer ein. Sie verändern das Verhalten ganzer Gesellschaften. Trotz guter Eigenschaften können die schlechten unabsehbare Schäden verursachen und vitale Systeme destabilisieren.

Wir leben im Zeitalter der sich realisierenden Utopien. Jules Verne hätte es heute schwer, sich für seinen nächsten Roman etwas undenkbar Neues auszudenken. Die technische Zivilisation beschert uns ein exponentielles Wachstum an neuen Gebrauchsmustern und Verfahren, ermöglicht durch die elektronische und digitale Revolution und ständig angefeuert durch globalen Markt und Wettbewerb. Früher war der Mangel die Herausforderung. Heute überfordert uns die Fülle. – In den technisch entwickelten Zonen der Erde hat noch keine Generation eine solche Demokratisierung des Fortschritts und einen solchen Sättigungsgrad ihrer primären und sekundären Bedürfnisse erlebt.

Sozialpsychologen prophezeien dem Machbarkeitsrausch einen Kater, der mit Aspirin nicht zu beheben ist. Sie verweisen auf falsche Kostenrechnungen. Soll und Haben sind ungleich verteilt. Die wunderbaren Errungenschaften etwa des Internets mit weltweiter Kommunikation, Abbau von Herrschaftswissen, Zuwachs an Transparenz und Teilhabe würden längst überlagert durch endemischen Werbeteror, Cyber-Kriminalität und flächendeckendes Schnüffeln aller, die es können. Wie weiland nach der Entdeckung einer neuen Welt gebärden sich ein paar „neue digitale Könner“ als Ausbeuter. Wir „eingeborene“ Bürger seien nur noch Objekte einer neuartigen Kolonisierung.

MACHBAR ODER WÜNSCHBAR?

In den 1980er Jahren entdeckte die deutsche Sozialdemokratie in heftigen Flügelkämpfen, dass sie ihr geliebtes Parteitagsglied („mit uns zieht die neue Zeit“) nicht unbedingt mehr beim Wort nehmen sollte. Statt Materialismus mehr Idealismus oder vulgär ausgedrückt, etwas mehr „angrünen“. Man beschloss: „Nicht alles, was machbar ist, ist auch wünschbar.“

Die neue Parole war schick und schlichtete innerparteilichen Streit. Langfristig zeigte sie den falschen Kurs. Kritiker des Machbaren hatten Oberwasser. Sie bremsten die Dynamik der Entwicklung. Das hat bis heute nachwirkende Folgen. Bewahren wurde Selbstzweck. Erfindergeist und Entdeckermut galten als verdächtig. Schlichte Geister glaubten, der selbst gestrickte „grüne“ Wollpullover sei schon die Lösung.

Eine leichte Veränderung der Formulierung hätte den falschen Pendelschlag verhindert. Sie wäre noch heute konsensfähig: „Wir wollen das Wünschbare und arbeiten mit aller Macht daran, dass es machbar wird.“ – Materialisten und Idealisten könnten sich die Arbeit teilen und – meinetwegen widerwillig – die Hand geben. Ein Standpunkt ist gut. Ein Horizont ist besser.

Spannungen zwischen wünschbar und machbar wird es immer geben. Sie beruhen auf einer unterschiedlichen Wahrnehmung der Wirklichkeit. Das zeigt sich besonders deutlich in Umbruchsphasen. Für die einen ist ökonomisches Wachstum die Voraussetzung für Wohlstand, Nachhaltigkeit und sozialen Ausgleich. (Man kann nur verteilen, was man vorher produziert hat.) Für die anderen ist „Wachstumswahn“ und verbrauchende Ökonomie Teufelswerk und die Quelle allen Übels.

Die Antinomie zwischen „wünschbar“ und „machbar“ ist kein Dilemma, sondern Kennzeichen einer hohen zivilisatorischen Ent-

wicklungsstufe. Auf dieser kann es sich eine Gesellschaft nämlich erlauben, neben den Fakten auch Haltungen zu diskutieren. Beide Begriffe sind Doppelsterne eines gemeinsamen Systems. Jede Veränderung des einen führt zur Veränderung des anderen.

Es war immer ein Zeichen menschlicher Evolution, das Machbare bis an seine Grenze auszutesten. Diese Dynamik aufhalten zu wollen, würde die Zukunft einfrieren, noch bevor sie begonnen hat. Ebenso wenig sollte man die Gefahrenabschätzung unterdrücken, sich dumm stellen und abwinken.

Im Aufzug fragte einer: „Ist das Problem unserer Zeit mangelndes Wissen oder fehlendes Interesse?“ – Die Antwort des anderen: „Weiß ich nicht. Ist mir auch egal.“ – Der Aufzug fuhr nach unten...

HANDELSBLATT GLOBAL EDITION, 03.10.2014

VERTRAUENSVERLUST EN GROS?

GEGEN DIE PAUSCHALE VERURTEILUNG VON INSTITUTIONEN UND ELITEN

Das Eurobarometer der EU-Kommission misst Erschreckendes: Dramatischer Vertrauensverlust in die Institutionen! Zwischen 2007 und 2013 stieg in den sechs größten Mitgliederstaaten das den Demoskopien gestandene Misstrauen des Volkes um enorme Prozentsätze (Polen von 18 auf 42, Italien von 28 auf 53, Frankreich von 41 auf 56, Deutschland von 36 auf 59, Großbritannien von 49 auf 69 und Spanien von 23 auf 72 Prozent).

Innerhalb der Staaten zeigt sich Ähnliches, wenn man das Ranking bestimmter Berufe untersucht. Die klassischen „Eliten“ sind Absteiger der vergangenen zehn Jahre. Fast scheint es ehrenrührig, sich in ihrer Gesellschaft zu zeigen. Hohe Vertrauenswerte erreichen nur noch Feuerwehrleute und Krankenschwestern.

Eine Götterdämmerung solchen Ausmaßes ist mit bloßen Zahlen nicht ausreichend beschrieben. Es lohnt sich, die Linse nachzuschleifen und genauer hinzuschauen.

Als der Schwindel um die Hitler-Tagebücher aufflog, stürzte die Auflage des „Stern“ um 200.000 Exemplare ab. „Nun gut“, sagt der lesende Normalverbraucher, „von sowas kommt sowas.“ – Merkwürdig war allerdings: Es traf nicht nur den „Stern“ im Epizentrum des Bebens. Die Druckwelle überrollte sämtliche Blätter ringsum. Die ganze Branche wurde in Mitleidenschaft gezogen. Man tat nicht das Naheliegende („Auf die ist kein Verlass mehr, also lese ich was anderes“), sondern nahm alle in Sippenhaft. Die Presse insgesamt und überhaupt war beschädigt.

Ähnliches erleben die Kirchen an einander. Ein Eklat oder Skandal bei den Katholiken erschreckt auch die Evangelischen; weniger aus Entsetzen über die Verfehlungen ihrer christlichen Glaubensgeschwister, sondern weil nun auch bei ihnen die Austrittszahlen anschwellen. Ähnliches erleben die Parteien. Es genügen ein paar unteroptimale Repräsentanten, und in den Ortsvereinen hagelt es Mitgliedsbücher. Wer demnächst noch wählen geht, wird im Wahllokal einsamer. Draußen fragen fröhliche Sonntagsspaziergänger: „Was ist denn in den gefahren?“ Sie fühlen sich in der Mehrheit und auf der Höhe der Zeit.

Das muss Gründe haben, die über die Anlässe hinausgehen. Es hat etwas von „Befreiungsschlag“. Die Mühsal des Differenzierens ist unpopulär. Sachliche Analyse, pragmatisches Abwägen und dann vielleicht konstruktives Bearbeiten des Problems kommen kaum mehr in Frage. Es geht immer aufs Ganze und sofort. Dort, wo demokratisches Verhalten und republikanischer Stolz überhaupt erst beginnen: bei der kritischen Unterscheidung, die sich von niemandem dumm schwätzen lässt, tauchen zu viele kollektiv ab in die kindliche Pose ganzheitlichen Schmollens.

Wohlgemerkt: Manche Vertreter der sogenannten „Eliten“ haben mehr als genug Vertrauen zerstört. Aber in einer hochkomplexen Zivilisation geht es nicht ohne. Wer Vertrauen zerstört, zerstört mehr als Vertrauen. Es braucht mehr als Vertrauen, um es zurückzugewinnen. Der „Wut-Bürger“ ist die falsche Reaktion. Der „Zorn-Bürger“ wäre richtiger. Der Wütende wirft sich schreiend und strampelnd auf den Boden. Der Zornige steht auf. Er weiß, wovon er redet, hat gute Argumente und eine abgewogene Meinung. Der Wütende will einfach nur „sein“, jetzt und hier. Der andere ein Ziel erreichen. Er hat eine kreative Strategie und eine unruhige Geduld. Der Wütende hatte im Grunde nie Vertrauen, sondern nur Vertrauensseligkeit. Deshalb reagiert er nicht mit Protest oder wenigstens Trauer, sondern mit theatralischem Rundum-Beleidigtsein. Was der verliert, ist kein Verlust, sondern eher Gewinn. Es könnte sogar die Voraussetzung für den längst fälligen und bitter nötigen „Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit sein“ (Kant). Es wird aber eher das Scheunentor für künftige Verführer werden.

Das Lebenselixier der Demokratie sind freie, gleiche und geheime Wahlen. Es ist der sensationelle Gedanke des alten Solon: Wer unter Missbrauch der Macht zu leiden hat, soll die Inhaber der Macht wählen und abwählen können. Es gibt jedoch ein weiteres Mittelchen des demokratischen Wohlbefindens: Das Amt ist wichtiger als sein Inhaber. Der darf es nicht besitzen. Das Amt hat die Würde. Der Mensch hat nur die Funktion. So gesehen steckt in der beschriebenen Problematik auch ein Quantum Trost. Wenn Amtsträger durch Fehlleistungen und Charakterschäden ihren Nimbus verlieren, könnte das Amt den seinen zurückgewinnen.

Professoren, Richter, Ärzte, Minister oder Journalisten müssen sich nicht um die Siegespalme auf einer Beliebtheitskala bewerben.

Sie müssen ihren Job können. Das ist schon alles, und es ist sehr viel. Wer ein Flugzeug besteigt, über eine Brücke fährt oder sich auf den OP-Tisch legt, fragt nicht nach „every body’s darling“, sondern nach dem Spezialisten, der weiß, was er tut.

„Do it yourself!“ ist nämlich nicht immer die Lösung. Ich sah einmal eine Karikatur: Sechs Blinddarm-Patienten lagen in ihren Betten vor dem Fernseher, jeder mit dem Skalpell in der Hand. Dort lief der Selbsthilfe-Kurs „Blinddarm“, und gerade sagte der dozierende Chirurg: „Wir kommen nun zum Schnitt.“

HANDELSBLATT, 12.06.2015

SKANDAL!

ÜBER DEN RICHTIGEN UMGANG MIT VORWÜRFEN UND FEHLERN

Welt am Sonntag: Herr Hombach, jüngst ernannte Sie die Uni Bonn auf Vorschlag der Philosophischen Fakultät zum Professor. Beantworten Sie uns doch die urakademische Frage: was ist ein Skandal?

Bodo Hombach: Gerne unakademisch. Der Skandal ist eine Rute, die bösen Knaben unserer Gesellschaft – auch aus Politik und Wirtschaft – Nachhilfe in Anstand und Ehrbarkeit vermittelt. Aber wir lernten: Knecht Ruprecht ist durchaus willkürlich.

Und etwas akademischer?

Wenn es am Gewissen hapert, dann diszipliniert Macht und Mächtige nichts besser als die Sorge, dass Fragwürdiges herauskommt. Kant fragte noch: „Was ist, wenn's alle tun?“ Der kategorische Imperativ der Mediengesellschaft lautet: „Was ist, wenn es rauskommt?“ Die Angst vor dem Bekanntwerden eigener Fehler ist erzieherisch wertvoll. Enthüllungsfähige Medien sind die wirksamste Machtkontrolle.

Es gibt aber Erziehungsresistente.

Nicht zu knapp. Wer aber heute noch glaubt, Korruption, Steuerhinterziehung und Maggeleien blieben sein Geheimnis, kann dem Unterricht nicht folgen. Er hat nicht nur ein moralisches, er hat ein intellektuelles Problem.

Am Ende kommt immer alles raus?

Fast immer, fast alles.

Wie entstehen Skandale?

Wer Feuer machen will, braucht einen Zündfunken, Brennmaterial und Sauerstoff. Der Skandal stellt alles bereit. Irgendwer macht einen Fehler, der Amt und Ansehen beschädigt. Es folgt ein Mix aus Enthüllungen, Jagdfieber und ungeschickter Gegenwehr.

Welche Reaktion wäre geschickt?

Die ganze Geschichte muss erzählt werden. Es findet sich jemand, den der andere Blickwinkel, das evtl. nachvollziehbare Motiv interessiert. Wer nur zugibt, was die Presse schon weiß, steht dauernd im kurzen Hemd da. Wer unschuldig gejagt wird, nehme einen starken Anwalt. Wer aber Schuld auf sich geladen hat, zeige tätige Reue. Das findet Respekt.

Warum fällt das vielen so schwer?

Das hat oft mit der Persönlichkeit zu tun. Der eine beweist im Skandal Charakter, der andere Charakterchen. Vielleicht ist das der eigentliche Skandal: ein Mächtiger entlarvt sich als jemand, der sich in schwieriger Situation das Heft aus der Hand nehmen lässt oder nicht das Format hat, Fehler zu bekennen.

Wie Sie aus eigener Erfahrung wissen. 1998 wurden Vorwürfe laut, der Veba-Konzern habe Ihnen für Ihr Eigenheim einen sechsstelligen Preisnachlass eingeräumt. Das soll Ihren Rücktritt als Kanzleramtsminister Gerhard Schröders ausgelöst haben.

Ja. Die Vorwürfe wurden im innerparteilichen Machtkampf erfunden und lanciert. Das Juristische führte 2007 bis zum BGH. Kein Vorwurf hatte Bestand. Aber Abstürze gehören zum Leben. Schwache können daran scheitern, Starke werden stärker. Denken Sie an Adenauer, Wehner oder Strauß...

Sie wollten noch die Entstehungsgeschichte des Skandals abschließen.

Richtig. Nach ungeschickter Gegenwehr des Angegriffenen nimmt der politische Gegner Witterung auf. Interessengruppen stellen ihr Süppchen dazu. Die Sensationsgier des Publikums ist nach oben unbegrenzt. Medien pusten hinein. Sie geben sich als Gralhüter öffentlicher Moral, schießen aber heftig auf Einschaltquote, Klickzahl und Auflage. In Online-Medien sind die Sitten besonders rau und fast gesetzlos. Aber zum „Storm“ wird der „Shit“ erst, wenn klassische Medien ihn aufgreifen.

Womit wir beim Die-Medien-sind-schuld-Lamento wären?

Das liegt mir fern, aber es ist die spezifische Versuchung einiger Medien, durch Übertreibung und Dramatisierung, durch die Konstruktion von Scheinskandalen aufzufallen.

Wer dies zu sehr fürchtet, verschläft womöglich den echten Skandal.

Das wäre schlimm. Die Alternative zur skandalhungrigen Öffentlichkeit wäre das Wegschauen, Kuschen, Unter-den-Teppich-Kehren. In der Diktatur gibt es keine Skandale. Demokratie ist dadurch definiert, dass die Objekte der Macht über die Subjekte der Macht zu Gericht sitzen – in der Wahlkabine, am Stammtisch, am Gartenzaun und in der Heute-Show. Es sollte allerdings in Formen geschehen, die Persönlichkeitsrechte respektieren. Hetzjagd stößt ab. Es gibt einen Unterschied zwischen Aufklärung und effekthaschendem Skandalieren.

Ein Beispiel?

Die Berichterstattung über Altbundespräsident Wulff. Da jagten Journalisten sogar einem Bobby-Car hinterher, das er nicht bezahlt habe. Das kleinste Fehlverhalten war willkommen, um eine Familie zur Strecke zu bringen. Ich empfand das als öffentliche Hinrichtung mit einem Hauch von griechischer Tragödie: relativ geringe Schuld, aber Übermaß an Strafe. Gleichwohl sind Medien, die enthüllen, was Mächtige nicht enthüllt sehen wollen, konstitutiv für unsere Demokratie. Auch wenn es gelegentlich Kollateralschäden gibt. Wer aber jeden Unsinn skandalisiert und sich anschließend noch peinlich korrigieren muss, verspielt seine Autorität als Wächter, wenn es darauf ankommt.

Gibt es neben den Medienschaffenden nicht auch Politiker, die Scheinskandale inszenieren?

(schmunzelt). Unter uns: Ich habe skandalisiert. Ein Wahlkampfmanager wird nicht morgens wach und fragt sich: „Wie kann ich

heute die reine Wahrheit an die Journalisten bringen?“ Ich wurde skandalisiert. Weil ich beleidigt und verblüfft war, habe ich zunächst nicht professionell reagiert. Nach 10 Jahren als Verlagsgeschäftsführer forsche ich heute über Skandale.

Sie kokettieren. In etlichen Wahlkämpfen waren Sie der Spin Doctor.

Sie übertreiben. Aber ich habe – auch aus Wunden und Narben – gelernt: Diese Methode des Parteienkampfes ist ein Krankheitssymptom der politischen Kultur. Es kann sie auf Dauer zerrütten. Die USA führen uns vor, wie sich ein großes Land mit weltwichtigen Aufgaben im Innern polarisieren, zerlegen und lähmen kann. Ich hoffe, dass wir lernen, mit dieser Fehlentwicklung umzugehen. Zuviel Fettgedrucktes schädigt bekanntlich Stoffwechsel und Kreislauf.

WELT AM SONNTAG, 12.12.2014

KLARER STANDPUNKT ODER KLARER KOPF?

POLARISIERUNG VERHINDERT KLUGE POLITISCHE ENTSCHEIDUNGEN

Wenn der Zeitungsleser einer vergangenen Epoche die großen Kommentatoren seines Blattes las, sagte er nicht ohne Stolz: „Das ist sie. Meine Zeitung!“ Auch wenn er nicht allen Argumenten zustimmen mochte, fühlte er sich doch persönlich gemeint, gewollt und verstanden. Zu fremdenfeindlichen Demos hätte dort z. B. einer etwa so geschrieben: Man muss in aller Deutlichkeit konstatieren, dass die vorgetragenen Parolen in ihrer wütenden Pauschalisierung der Wirklichkeit nicht entsprechen und dem Ansehen Deutschlands schaden. Das ist nicht hinnehmbar, und man muss sich dem entgegenstellen. Aber (so hätte er geschrieben), die Demonstrationen sind gleichwohl ein Phänomen der politischen Realität. Das mag uns erschrecken, aber wir haben damit zu tun, ob wir wollen oder nicht. Tatsächlich gibt es die eine oder andere Entwicklung, wo man sagen muss: Es gibt ein ungelöstes Problem. Man kann es nicht einfach ignorieren. Aber (so hätte er weiterhin geschrieben), dies darf

natürlich nicht dazu führen, dass man der Fremdenfeindlichkeit den roten Teppich ausrollt. Die Demonstranten müssen sich die Frage gefallen lassen, was sie selbst bisher zur Integration von Asylbewerbern und Zuwanderern beigetragen haben. Obwohl (so würde man weiterlesen) anzumerken ist, dass es in Heimen, Schulen und Vorstädten Entwicklungen gibt, die viele Menschen dazu verleiten, dem Grundsatz der Gastfreundschaft für bedrohte und verfolgte Fremde ihre Zustimmung zu geben. In einigen Fällen ist erkennbar, dass die Rechte missbraucht werden. Das darf natürlich nicht dazu führen... usw, usw.

Jene legendären Kommentatoren, ohne sie romantisieren zu wollen, hatten eine Fähigkeit (oder war es eine Eigenschaft, eine Lebenserfahrung, vielleicht gar eine Haltung?), auf jeden Fall hatten sie die Souveränität, nicht auf einer Linie zu balancieren. Sie bewegten sich in einem Raum. Sie wussten: Jede Medaille hat zwei Seiten, meistens auch noch eine dritte oder vierte. Der Leser wusste: Er selbst hat mindestens zwei Seelen in seiner Brust. Er weiß um die Widersprüchlichkeit des Lebens. Dessen Formeln gehen nun mal nicht restlos auf.

Solche Begegnungen sind selten geworden. Irgendwann wurden wir modern. Einerseits fuchteln wir „cloudy“ auf unseren Tablets herum. Andererseits heißt es jetzt: Klarer Standpunkt. Klare Linie. Klare Kante. Wir suchen die Wahrheit nicht mehr geduldig im Niemandsland zwischen Pro und Kontra, sondern im entweder ... oder. Wir sollen Pro oder Kontra sein. Es blühen die One-issue-Parteien und die One-issue-Diskutanten. Für die Talkshow werden sie nach dieser Eigenschaft gecastet. Sie müssen einen Standpunkt – egal welchen – scharfzünftig vertreten. Abwägen, Nachgeben gilt als Schwäche. Es ist wie beim Mikado-Spiel. Wer sich bewegt, hat verloren.

Das bewirkt schleichende intellektuelle Radikalisierung. Die Menschen denken und fühlen, aber nicht eindimensional. Man will sie dahin treiben. Im digitalen Zeitalter setzt man unser ganzes Wissen aus Null und Eins zusammen. Zuschauer lernen den Daumen zu heben oder zu senken. Aber sie haben ein ungutes Gefühl. Wir ordnen uns einer Meinung zu, aber wir erkennen nicht mehr unsere Person. Die Vielschichtigkeit, die wir in uns spüren, ist alleingelassen. Wir fühlen uns unverstanden und verstehen nicht mehr.

Wenn man hierzulande die Leute im vernünftigen Ton und vertraulichen Gespräch befragt, fühlen sie sich mit der großen Koalition durchaus wohl. Sie verstehen nicht, warum man Sigmar Gabriel auf Schritt und Tritt nach der „Machtperspektive“ fragt. Ließe er sich darauf ein, wäre eine konstruktive Zusammenarbeit in der laufenden Periode kaum noch möglich. Spekulationen über eine mögliche Variante (z. B. Rot/Rot/Grün) sind kontraproduktiv. Politische Gegner hätten das gefundene Fressen: „Keine Experimente!“, „Sicherheit gegen Chaos“.

Ist die theoretische „Machtoption“ für irgendjemanden so interessant, dass man etwaige Chancen in einem vorgezogenen Wahlkampf jetzt schon verspielen müsste? Wäre das letzte Tabu gebrochen, wenn plötzlich ein freilaufender Sozialdemokrat sagen würde, er hätte nichts gegen eine handlungsfähige und stabile Regierung und sei sogar ein wenig stolz auf den Beitrag seiner Partei? Es wäre vernünftig.

Mit Verlaub: Wo das Bündnis erfolgreich ist, hat der Juniorpartner seinen großen Anteil. Er ist das Soziale an Angela Merkel, und sie lässt es sich erkennbar gern gefallen, auch gegen Grummeln im eigenen Lager. Oder glaubt jemand, alles ginge besser, wenn sie mit ihrer Partei alleine regierte?

Deutschland hat schon Schlimmeres erlebt als eine Regierung, die in schwieriger Weltlage einigermaßen ruhig bleibt und konstruktive Vorschläge macht. Muss man sich schämen, wenn man dies gegen eine Schein-Polarisierung verteidigt? Es hat keinen Sinn, sich um Worte zu streiten statt um handfeste Politik. Zum Beispiel gegen solche, die die Diplomatie militärisch auf- und umrüsten wollen.

Die Leute haben dafür ein feines Gespür. Sie lassen sich durch Brambasieren und polemische Zuspitzung in der „Heute-Show“ amüsieren. Am nächsten Morgen sind sie aber klammheimlich froh, dass nichts so heiß gegessen wird wie gekocht. Wenn sie jemand beim Revers packt und ihnen mit feuchtem Atem die Meinung sagt, rufen sie nicht: „Heureka, endlich ein klarer Standpunkt!“ – Lieber halten sie Ausschau nach einem klaren Kopf.

CHLORHUHN UND DATENKRAKE

GEGEN VORURTEILE UND POLEMISCHE VEREINFACHUNGEN

Paul Watzlawiks bekanntes Buch „Anleitung zum Unglücklichsein“ bedarf einer Ergänzung. Zur menschlichen Auto-Immundefense gehört die Pose: „Geschieht meiner Mutter ganz recht, dass ich mir die Hände abfriere. Warum kauft sie mir keine Handschuhe.“

Selbsterstörerische Bulimie oder Magersucht sind Zeichen einer gefährlichen Entwicklungsstörung. Betroffene wollen nicht erwachsen werden. Sie finden sich in ihrer Persönlichkeit nicht zurecht und verweigern sich dem gesunden „Stoffwechsel“ mit ihrer Umgebung. Gibt es analoge Störungen auch im kollektiven Verhalten der Gesellschaften, Völker und Staaten?

Unsere Welt ist unübersichtlich. Tempo und Komplexität überfordern Jede und Jeden. Auch wer sich in einem Detailbereich für den souveränen Experten hält, durchschaut nicht mehr wirklich die Algorithmen, Prozesse und Entscheidungsbäume, die im Hintergrund des Alltags ablaufen. Auch wer nicht dazu neigt, die Errungenschaf-

ten der Moderne zu dämonisieren, fühlt sich zuweilen fern- und fremdgesteuert, das nicht in Momenten dunklen Wähnens, sondern in solchen plötzlicher Wachheit.

Zwar genießen wir wundersame Wirkungen: den Strom aus der Steckdose, die überquellenden Regale der Supermärkte, ein leidlich funktionierendes Straßen- und Schienennetz und den grenzüberschreitenden Austausch von Ideen, Waren und Verfahren. Auf der anderen Seite der Medaille verderben jedoch verhaltensauffällige Finanzjongleure, dilettantisch gesteuerte Großprojekte und eine richtlinienscheue Politik das Vertrauen in Weisheit und Expertise der gewählten oder ernannten Steuermänner. Wenn's dann ans „Eingemachte“ geht, an die natürlichen Lebensgrundlagen, das Klima, die Nahrungskette oder die persönlichen Freiheitsrechte, kriegt der Normalbürger seine „grünen Pickel“. Er stemmt die Hacken in den Sand und macht nicht mehr mit.

Anstatt die erkannten Probleme rational, kreativ und geduldig zu bearbeiten, fügt er ein weiteres hinzu: dumpfes Heimweh nach Einfachheit und ständige Lust auf Beleidigtsein; ein ideales Treibhaus für Vorurteile und Klischees. Die empfindet er nicht als intellektuelles Defizit. Sie tun nicht weh. Im Gegenteil: Sie entlasten den Gefühlshaushalt. Sie erleichtern die Verständigung und stiften Gemeinschaft. Sie eignen sich als Projektionsfläche heimlicher Interessen und unheimlicher Ängste. Sie erzeugen den fatalen, aber angenehmen Aberglauben, nun sei alles gesagt. Man kann sich die Mühsal des Nachdenkens, des Differenzierens und Abwägens ersparen.

Am Wegrand stehen politische Lobbyisten, Eiferer und Demagogen und geben ihm Recht. Sie sind die virtuosen Welterklärer, die alles auf einen Nenner bringen. Zur Hochform laufen sie auf, wenn ihnen ein Ereignis oder Begriff in den Schoß fällt, an dem sich alles

symbolisch festmachen lässt. Ein Jahrhundertprojekt wie die europäische Einigung reduziert sich auf „Duschkopf“ oder „Gurkenkrümmung“. Ein Jahrtausendprojekt wie die Energiewende wird mit „Trittin-Spargel“ handlich. Wer derzeit den Blick nach „Amerika“ richtet, sieht dort ein gigantisches Chlorhuhn in Symbiose mit einer gefräßigen Datenkrake, deren Milliarden Saugnäpfe jede Privatheit und alle internationalen Ordnungsformen verschlucken.

Wohlgemerkt: Es gab schon Schlimmeres als Bürger, die sich um die Standards von Wohlstand und Wohlergehen sorgen. Mit guten Gründen darf man entfesselte Geheimdienste in die Schranken weisen, wenn sie den westlichen Demokratien vorgaukeln, gegen islamistischen Terror helfe nur noch Selbstmord aus Todesangst. Mit allem Recht darf man auch vor der Unterzeichnung eines transatlantischen Freihandelsabkommens die Vor- und Nachteile abwägen. Problematisch wird es jedoch, wenn sich niemand mehr um die sachlichen Einzelheiten des Vertragsentwurfs schert, sondern aus Vorurteilen eine linksschwingende politische Keule geschnitzt wird. Das weil man das große, bunte, widersprüchliche Amerika fröhlich vereinfachend zu einem Maggiwürfel schrumpfen will aus skrupellosem Ökonomismus, globaler Gigantomanie, vermischt mit „Guantanamo“, „Abu Graib“, Todesstrafe, Bibelfanatik und NSA. Das „Chlorhuhn“ wird dann zum Unterscheidungsmerkmal zwischen Gut und Böse, zwischen den hohen Freiheitsstandards und Qualitätskriterien Europas und der „naiven“ Massengesellschaft Amerikas, wo das Geld regiert und jedermann glaubt, die Welt sei in sechs Tagen erschaffen worden.

Wer alles in einen Topf wirft, hat am Ende einen öden Speiseplan. Er entlastet seinen momentanen Gefühlshaushalt, schadet sich aber massiv selbst. Er verzichtet auf die konkreten Vorteile eines gemein-

samen Marktes und damit auf Geld im eigenen Beutel. Er verzichtet auf den Kollateralnutzen stabiler Handelsbeziehungen, in denen sich die besseren Standards durchsetzen können. Nicht zuletzt verweigert er den vielen Amerikanern die Hand, die unter Fehlgriffen und Fehlentwicklungen der eigenen Regierung leiden und ihrerseits dagegen protestieren.

Keine Frage: Es braucht Behutsamkeit und Gefahrenabschätzung. Die moderne Technik entfesselt ungeheure Kräfte und Wirkungen. Die totale Industrialisierung aller Bereiche kann neben der massenhaften Versorgung mit Gütern auch ungute Folgekosten zeitigen. Falsch gestellte Weichen können in Sackgassen führen.

Keine Frage: Öffentliches Handeln bedarf öffentlicher Kontrolle. Gesundes Zögern gehört zu den Eigenschaften der demokratischen Gesellschaft. Wer das Gute behalten will, sollte alles prüfen und den Diskurs der Gesellschaft über ihren Kurs zulassen. Das ist gut und nützlich. Es klärt die Einzelheiten. Es bringt bisher unbedachte Alternativen ins Spiel. Unser Wirtschaftsminister macht das durchaus richtig. Das ermöglicht, auch die Trägen und Ängstlichen mitzunehmen.

HANDELSBLATT, 30.07.2014

DER WEG IST DAS ZIEL

DIE EUROPÄISCHE UNION MUSS SICH STÄNDIG WEITER ENTWICKELN

Wer die EU bewertet, übt utopisches Denken. Das taten schon ein paar alte Männer namens, Jean Monet, Alcide de Gaspari und Robert Schumann und Konrad Adenauer, als sie nach dem bisher erfolgreichsten Versuch der europäischen Selbstvernichtung eine sensationelle Idee hatten: Man kann sich gegenseitig totschießen, man kann es aber auch lassen.

Kohle und Stahl zum Beispiel waren zu oft Kriegsgrund und konnten auch Friedensgrund sein, wenn man damit zum beiderseitigen Nutzen handelte. – Die alten Männer setzten einen Prozess in Gang, der noch lange nicht – und hoffentlich nie – beendet ist. Offenbar hatten sie damals den jüngsten Geist. Nach tausendjährigen Feindschaften wurde die Einigung Europas das größte Friedensprojekt seiner Geschichte.

Kassensturz

Auch der wirtschaftliche Erfolg war enorm. Er brachte einen – zuvor nicht denkbaren – Pegel an Wohlstand und sozialem Frieden. Er unterstützte strukturschwache Regionen und half klammen Mitgliedern aus akuter Verlegenheit. Auch die Starken, die sich so gern als „Nettozahler“ an die Klagemauer stellen, um für die Ahnungslosen wählbar zu sein, sind Gewinner. Gerade erst machte das renommierte Prognos-Institut im Auftrag der Bertelsmann Stiftung den Kassensturz der letzten 20 Jahre, und nun müssen die populistischen Nörgler sehr tapfer sein:

Zwischen 1992 und 2012 steigerte der Binnenmarkt das Einkommen der EU-Bürger um durchschnittlich 172 € p.a. Alle Volkswirtschaften haben profitiert.

Interessante Asymmetrien

Wen wundert's, dass nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums die sich daraus lösenden Völker Mitglied der westlichen Gemeinschaft werden wollten. Es sollte uns wundern, dass die Alt-Mitglieder darin keinen Grund zur Freude sehen. Sie fragen sich eher panisch: Wer steht da als nächster vor der Tür? Wollen wir ihn reinlassen? Ist er überhaupt reif dafür? Sie freuen sich nicht, dass sich ihr Horizont in eine neue Richtung erweitert. Der „liebe Besuch“ der Sonntagsreden ist dann von Montag bis Freitag der „Hausierer“, den man vergeblich klingeln lässt.

Wir erleben erstaunliche Asymmetrien. Während die Gründungsstaaten der EU in die Jahre kommen und Symptome zeigen – vielleicht noch nicht von Demenz, aber doch von Müdigkeit und Melancholie, bitten junge Demokratien an den Rändern stürmisch um

Aufnahme in den Club. Könnte es sein, dass nicht nur sie von den Alten, sondern diese auch von den Jungen zu lernen haben?

Ein ziemlich bunter Haufen

Die EU ist keine langweilige Klasse von Musterschülern. Sie ist auch nicht der gymnasiale Pausenhof, wo die Oberstufler die Aufsicht führen, und die Youngsters toben. Sie ist ein ziemlich bunter Haufen aus Strebern und Faulpelzen, Überfliegern und Störern, Spielern und Erbsenzählern. Bis zum Reifezeugnis ist es für alle noch weit, aber man rauft sich zusammen. Man begegnet sich auf vielen Ebenen. Man kann vorbringen, was einen bedrückt. Und wenn's drauf ankommt, hält man irgendwie zusammen. Das ist ja der Vorzug freier Zusammenschlüsse: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile, und niemand ist verpflichtet, sich nicht irren zu dürfen.

Dabei ist Mitglied werden zu wollen offenbar spannender, als es zu sein. „Im Dunkeln leuchten die Sterne“, formulierte Gordon A. Craig auf die Frage nach der Quintessenz seines langen Historikerlebens. Die Bewerber schaffen Reformen in viel kürzerer Zeit als die Mitglieder. Diese legen sich oft in die Hängematte, machen „die da in Brüssel“ für ihre Fehler verantwortlich und mimen den strengen Oberlehrer.

Mit Serbien, aber ohne England?

Ein Satiriker könnte auf die Idee kommen, jedes Mitglied müsse alle zehn Jahre wieder austreten, um den Wert seiner Kennkarte wieder neu zu empfinden. Aber kein Satiriker könnte sich die absurde Situation ausdenken, dass England die Gemeinschaft verlässt, während Serbien mit Lust und Eifer seine Aufnahme betreibt. Da läuft etwas ganz und gar schief. Auch Brüssel muss sich fragen, wie eine

solche britische Entfremdung möglich war. Zu den Antworten gehören bürokratischer Wahn und Übergriffigkeit. Dazu gehört auch das Heer der Lobbyisten, die sich die mangelnde Expertise und Entscheidungsschwäche der Politik zu Nutze machen. Und dazu gehört eine bestimmte Presse, die nicht müde wird, Europa so lange niederzuschreiben bis nur noch Gurkenkrümmung und Olivenölkännchen davon übrig bleiben.

Ich plädiere vehement für den Verbleib der Insel in der Gemeinschaft und ebenso dezidiert für die Aufnahme Serbiens, wenn es soweit ist. Ohne England, das Mutterland der europäischen Demokratie, würde der Kontinent unter ständigen Amputationsschmerzen leiden und England an nie dagewesener Isolation. Und ohne Serbien ist eine Stabilisierung des Balkans nicht möglich.

Neue Lebensweise

Dass Serbien zum Westen möchte, aber seine traditionellen Beziehungen zu Russland weiterhin zu pflegen gedenkt, ist gut. Der ukrainische Weg der Ranschmeiße „Der Feind meines Freundes ist mein Feind“ ist nicht mehr zeitgemäß. Das Denken in Polarisierung statt Kooperation ist nicht die neuerliche europäische Tradition.

Die EU ist nicht Besitztum, sondern Projekt. Sie ist nicht eine territoriale Eroberung im geostrategischen Lagerdenken sondern eine neue Lebensweise. Der Weg ist das Ziel.

WURZELN IM GLOBALEN WIND

WIE EUROPA MIT SEINEN REGIONEN UMGEHEN SOLLTE

Die Globalisten schüttelten den Kopf und rieben sich die Augen. Aus der Nebelwelt Schottlands stieg ein Gespenst und hauchte Raureif auf ihre Blütenträume. Sind nicht supranationale Strukturen das Gebot des Jahrhunderts? Und nun dies: Fast die Hälfte aller Schotten wollte los von London. Sie wollten zu sich selbst, nicht mit einem „No“, sondern einem „Yes“.

Hier saßen keine soziopathischen Clans an den Lagerfeuern ihrer Sagenwelt, um sich von der Moderne abzuschotten. Die Ja-Sager in Edinburgh, Glasgow und anderswo fühlten sich als Europäer und wollten es bleiben, auch und gerade dann, wenn sich demnächst die anti-europäischen Ressentiments im britischen Parlament durchsetzen sollten. 45 Prozent der Schotten wollten offenbar ihr Verhältnis zu Staat und Politik auf neue Art definieren.

Eine neue, kluge Ausdeutung der alten Subsidiaritätsidee will drängend auf die Tagesordnung. Eine neue Arbeitsteilung der poli-

tischen Ebenen, rational und effektiv, die den Mitgestaltungswillen und das Bedürfnis nach Identität berücksichtigt, ist überfällig.

Globale Strukturen

übersteigen das menschliche Maß, wenn sie rücksichtslos in den Alltag der Leute eingreifen. Deren Wohngefühl speist sich nur geringfügig aus der Internationalität, mehr schon aus der Nationalität, vor allem aber aus der Regionalität ihrer Verhältnisse.

In der Region sind sie aufgewachsen und daheim. Hier bewegen sie sich zwischen Arbeitsplatz, Wohnung und Naherholung. Hier kennen sie die Sprache und Kochrezepte. Die Pflege der Landschaft, der Tradition, der historischen Bausubstanz besorgen die unmittelbaren Einwohner. Das bietet Vertrautheit und Verlässlichkeit in einer zunehmend komplexen Welt.

Gleichzeitig

erleben sie europäische Übergriffigkeiten bis in Detail, und dass ihre eigentlichen Sorgen von den fernen Machtzentralen ignoriert oder vernachlässigt werden. Parteiengezänk, mystische Entscheidungswege und starre Bürokratie lassen kein Vertrauen aufkommen. Natürlich stehen ihre Fabriken im globalen Wettbewerb, natürlich sind sie mediale Weltbürger. Sie wollen sogar – wie Umfragen zeigen – mit großer Mehrheit eine europäische Verteidigungspolitik, sogar eine gemeinsame Armee. Sie wollen nicht gegeneinander rüsten, aber gemeinsam wehrhaft sein. Aber sie wollen nicht den Taumelflug durch die Weite, sondern zumindest ein Standbein auf festem Untergrund. Das sind vielleicht Befindlichkeiten, aber Gefühle haben immer Recht, – schwer nachvollziehbar für Technokraten und Kosmopoliten, die auf Landkarten und Bilanzen starren und sich aus

der Wirklichkeit der Leute mit „potemkinschen“ PowerPoint-Folien wegstehlen.

Ein „Europa der Regionen“

Ist kein neuer Gedanke, er wurde nur im Globalisierungsrausch verdrängt und durch abstruse Konstrukte in Europa „klein-verwaltet“. Es gibt Probleme, die durch übergriffige Superbehörden größer werden, während man sie vor Ort akzeptabel in den Griff bekäme. Die Weisheit liegt darin, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Zwei Prinzipien sind längst erfunden und müssen nur neu angewendet werden: Föderalismus und Subsidiarität. Das erste sortiert die vernünftigen und logischen Zuständigkeiten. Das zweite ermutigt die Eigeninitiative auf der Basis regionaler Kenntnisse und Betroffenheit.

Vernünftige Föderalisten wollen nicht in die Vergangenheit, sondern zurück in die Zukunft. Was sie sinnvollerweise an Souveränität an die Zentralen abgegeben haben, wollen sie – ebenso sinnvoll – auf der regionalen Ebene kompensieren. Wer feste Wurzeln hat, besteht auch im globalen Wind.

Wenn dieser einfache Grundsatz in Brüssel, London oder Madrid (eigentlich überall!) vergessen wird, wachsen die Fliehkräfte. Niemand sollte auf Gewöhnung hoffen. Die wäre trügerisch.

Kein Referendum fällt vom Himmel.

Jedes hat eine lange Vorgeschichte. Eine politische Kaste, die sich im fensterlosen Großcontainer behaglich eingerichtet hat und es für unter ihrer Würde erachtet, dem Wachstum der Graswurzeln vor Ort zu lauschen, darf sich nicht wundern, wenn sie am Stichtag aus allen Wolken fällt. Wer Vertrauen zurückgewinnen will, muss mehr anbieten als Vertrauen.

Ein Pfarrer wollte sich nicht damit abfinden, dass ein Mitglied seiner Gemeinde aus der Kirche ausgetreten war. Also schrieb er ihm ein Briefchen nach, wie schön es doch sei, an den Himmel zu glauben. Er bekam die Antwort: „Ach, Herr Pfarrer, Sie ahnen nicht, wie schön es ist, nicht mehr an die Hölle zu glauben.“

HANDELSBLATT, 24.11.2014

NEHMEN UND GEBEN

VORSCHLAG ZUM ABBAU DER ARBEITSLOSIGKEIT IN EUROPA

Reden wir einmal nicht von den Griechen. Auch im Euroland Portugal gibt es eine gespenstisch hohe Arbeitslosigkeit; 40 Prozent bei der Jugend.

Eine solche Katastrophe ist nur noch durch Krieg zu toppen. Eigentlich müssten die Bürger schreiend durch die Straßen laufen, so laut und unablässig, dass es noch bis ins ferne Brüssel gellt und sogar durch die dreifach verglasten Bürofenster der Troika dringt.

Was alles noch schlimmer macht: Die jungen Leute waren keine Schulschwänzer und hirnverödete Smartphone-Junkies. Sie sind durch die Bank gut bis überragend ausgebildet, finden aber in ihrer Heimat ums Verrecken keine Arbeit. Trotz schrumpfender Bevölkerung. Die Geburtenrate ist niedriger als in Deutschland (und das will etwas heißen!). Die Gesellschaft altert galoppierend. Hoffungslosigkeit drückt halt auch auf Vitalität und Zeugungsbereitschaft. Und wenn die Jungen aus Kostengründen länger als wünschbar bei den Eltern wohnen müssen, ist das auch nicht förderlich.

Aber Europa ist nicht nur Düsternis und politische Ideenarmut. Europa hat offene Grenzen. Wie weiland die Hungerleider aus der Eifel oder Schwaben nach Amerika „machten“, gehen junge Portugiesen ins Ausland. Dort nämlich fehlt es an Fachkräften, und sie werden händeringend gesucht.

In England zum Beispiel verkünden Anzeigen zwei- oder dreimal im Jahr einen Info-Day in diesem oder jenem Hotel. Junge Ausländer mit guten Abschlüssen als Arzt, Pfleger, Krankenschwester oder technische Assistentin können sich kundig machen und bewerben. Viele sind besser drauf und ausgebildet als Einheimische. Portugiesische Krankenschwestern haben einen Studienabschluss. Oft können und dürfen sie viel mehr als die hiesigen. Es sind halbe Ärztinnen.

Was den Engländern recht ist, wäre uns eigentlich billig. Zwar lassen wir die Südländer kommen, aber zögerlich, mit bürokratischen Schleifspuren und mit schlechtem Gewissen. So offen vom Unglück der anderen zu profitieren, ist ja auch nicht fein. Es macht uns – wenigstens hier einmal – Einschlafstörungen. Der „braindrain“ ist für die betroffenen Länder eine kurzfristige Entlastung, langfristig aber eine Katastrophe. Ausbildungs- und Studienplätze sind auch in Portugal teuer, und man wünschte sich dringend, die Investition bliebe im Lande.

Die jungen Leute werden dort fehlen. Sie haben aber keine Wahl. Uns bringen sie große Vorteile, zugleich aber schädigt unsere „Gastfreundschaft“ die portugiesischen Staatsfinanzen. Ein klassisches Dilemma. Es müsste Politiker, die noch wissen, wozu sie gewählt wurden, in einen kreativen Rausch versetzen. Die Medaille hat vielleicht nicht nur zwei Seiten (Wir fressen, und ihr sterbt). Sie hat vielleicht noch eine dritte.

Wenn wir den Betroffenen zu unserem Nutzen eine Perspektive bieten, könnte man Lissabon doch eine Entschädigung anbieten. Wir sagen fairerweise: Es ist ein Nehmen und Geben. So wie wir begnadete Fußballer-Beine mit enormen Summen ablösen, damit sie bei uns vor dem Tor des Gegners „zum Abschluss kommen“, so könnten wir doch dem Staat, dem wir die Krankenschwester klauen, eine Entschädigung von – sagen wir – 30.000 Euro für ihre Ausbildung zahlen.

Das wäre einmal ein sinnvoller Kapitaltransfer, bei dem beide Seiten profitieren. Es wäre kein Almosen vom hohen Pferd herab, sondern geschwisterlicher Deal, ein Soli, der Nutzen stiftet, ohne Verachtung und Hass zu erzeugen. Es wäre Europa „at it's best“.

Und nun wieder zu Griechenland...

WEGE AUS DEM UMFRAGE-KELLER

FEHLER UND CHANCEN DER SPD

BILD: Herr Hombach, die SPD diskutiert an diesem Wochenende die Frage, wie sie aus dem Umfragekeller herauskommen soll. Wie würde Ihre Antwort lauten?

Bodo Hombach: Prägnante Ziele, überzeugende Persönlichkeiten, elegantes Mannschaftsspiel. Den Leuten zuhören, besonders dort, wo sie schweigen. Politrituale meiden. Kreative Frische zeigen. Wenn schon (Umfrage)-Keller, dann nicht Schmoll-Ecke. Vieles, womit sich die Kanzlerin schmückt, kommt vom Koalitionspartner. Das sollte diesen hör- und sichtbar freuen – nicht ärgern. Nur so wird er seinen gerechten Anteil bekommen. Der Wählerauftrag heißt: Gute Politik. Also: Weder fidele Resignation noch jammern.

Seit Bildung der GroKo hat die SPD viele ihrer Wahlversprechen – z.B. Mindestlohn, Frauenquote – durchgesetzt. Trotzdem profitiert sie in den Umfragen nicht davon. Warum nicht?

Die Deutschen lieben die GroKo. Das ist auch Traumbühne für Frau Merkel. Sie kann die Gefühle der breiten Mitte bedienen, ihren sozialen, freiheits- und friedensliebenden Anteil ausleben. Sie demobilisiert mögliche Gegner, auch aus dem eigenen Lager. Wer das Idyll gefährdet, macht sich unpopulär. Ein Spiel nach eigenen Regeln. „Silberrücken“ der politischen Klasse mühen sich ab; sie sammelt die Ergebnisse ein.

Die große Koalition 2005 bis 2009 hat die SPD auf 23 Prozent absacken lassen. Droht jetzt das gleiche Schicksal?

Wenn es so wäre? – Die Frage ist: Wer oder was ist gut für Deutschland? Da sieht die SPD besser aus. Die SPD war immer eine schwierige Partei. Ihre Erfolge musste sie den inneren Fliehkräften abringen. Sie würde nie ein Selfie machen nach dem Motto; „Ich bin schön, und alles wird gut.“ – Gabriel, Steinmeier und die anderen machen anerkannt gute Regierungsarbeit. Sie hätten alles Recht, ihren Teil des Beifalls einzufordern. Aber die Welt ist ungerecht. Das Pferd gewinnt das Rennen, am Ende steht der Jockey auf dem Treppchen. Wenn die SPD ihre Erfolgreichen nicht ausreichend feiert, wer sonst sollte das tun?

Gibt es ein Mega-Thema, mit dem die SPD sich mit Blick auf 2017 von der Union absetzen könnte?

Der Themenwechsel ist rasant. Zwei sind aktuell. Ringsum verschärfen sich Konflikte. Die Sozialdemokratie hat die Erfahrung und Souveränität, Öl nicht ins Feuer, sondern auf die Wogen zu gießen. Sie könnte das Wort „alternativlos“ mit einer Fülle von Ideen traktieren. Sie könnte Brücken bauen und Gräben füllen. Das zweite: Argumentationsarmut überwinden. Moderne Wirtschafts- und Arbeitswelt, Solidargemeinschaft, persönliche Selbstbestimmung. Das nicht in

komplizierten Programmen, sondern in mitreißenden Bildern. Das Brandt'sche Versprechen: „Wir schaffen das moderne Deutschland“ wird nach der Phase des Erntens früherer Aussaat und des Wunsches nach Bewahren bald aktuell.

Hat die SPD 2017 überhaupt eine Chance – wenn Kanzlerin Merkel nochmal antritt?

Ich frage mich nicht, ob sie eine hat? – Es ist ihre Chance. So geht das in der Demokratie. Es gibt nur eine bescheidene Wechselstimmung. Die kommt von rechten und linken Rändern. Die bringen es aber nicht. Es gibt die dramatisch große Partei der Nichtwähler. Die SPD muss sich jeden Abend fragen: Wen davon haben wir heute zurückgewonnen? Ein paar Millionen davon haben übrigens die SPD der Neuen Mitte schon mal gewählt.

Ist Sigmar Gabriel der richtige Vorsitzende?

Die Frage wurde bei jedem gestellt. Sigmar Gabriel ist ein guter Vorsitzender, sonst wäre er es längst nicht mehr. Da ist die alte Tante SPD kapitalistisch: Es zählt nur der Erfolg. Gabriel ist ehrlicher Makler deutscher Interessen, ohne die europäischen aus dem Auge zu lassen. Ihm liegt an wirtschaftlichem Erfolg und sozialer Gerechtigkeit. Er ist Säule einer handlungsfähigen und stabilen Regierung. Er hat schon so viel bewiesen, dass er es eines Tages nichts mehr beweisen muss. In der Oper singt jemand: „Aber der Richtige, wenn's einen gibt auf dieser Welt, der wird mich anschauen, und aller Zweifel ist vorbei.“ – Das werden wir in einer Demokratie nicht erleben. Aus der Quelle nörgelnder Parteifreundinnen und -freunde sollten kluge Journalisten weniger schöpfen.

LEBEN UND LEHRE ^{*}

ÜBER DIE MÜHEN EINES BERUFSLEBENS IN DER POLITIK

Wir saßen einmal zusammen und versuchten, herauszufinden, was ihn, den ehemaligen CDU-Wahlkämpfer und mich, den noch ehemaligeren SPD-Wahlkämpfer politisch-sachlich trennt. Vielleicht lag es am Wein, vielleicht auch daran, dass wir uns gegenüber saßen: Wir fanden lange nichts. Offenbar gab es immer einen Blickwinkel, auf den man sich verständigen konnte und jenseits parteipolitischer Gefolgschaft und Prägung eine Ebene, auf der man sich nicht durchschaute oder strategisch taxierte, sondern verstand.

Nähe kann nerven. Sie kann aber auch Verständnis wecken. Politik beginnt nicht mit Trillerpfeifen, Verlautbarung oder Sprechchor, sondern mit Dialog und Diskurs. Der funktioniert nur, wenn beide Seiten fähig und bereit sind, den anderen aus seiner Erfahrung „wahr“-zunehmen. Wahr-“nehmen“, das heißt ja auch, wirklich wissen wollen, was ihn bewegt, ängstigt, beflügelt. – Elias Canetti schrieb einmal: „Wen man schlafen sah, den kann man nie mehr hassen.“

* Rezension über Peter Radunskis Buch „Aus der politischen Kulisse – Mein Beruf zur Politik“, B&S Siebenhaar-Verlag

Mündlich kommunizieren ist besser als chatten. Vieles, was im medialen Sekundärbereich als „unüberbrückbarer Gegensatz“ erscheint, ist Pose und künstlich hochgeschrieben. Nichts übertrifft das gesprochene Wort. Es macht die Starken stärker und die Schwachen ängstlich und blass. – Übrigens, am Ende war es die Familienpolitik, wo Radunski doch noch in die Ketten ging. Wir trennten uns, nicht einig, aber mit einem weiträumigen Separatfrieden.

Peter Radunski war einer der großen Wahlkämpfer, die nicht demobilisieren, sondern überzeugen, motivieren und aktivieren wollten.

Er hat ein Buch geschrieben, „sein“ Buch, denn der CDU-Powermann“, Wahlkämpfer, Strippenzieher und umtriebige Zeitgenosse von 50 Jahren politischer Landschaftspflege gibt zu Protokoll, was ihm äußerlich widerfuhr und was ihn innerlich bewegte. Der Leser begleitet ihn von den Lehr- und Wanderjahren auf den politischen „Erprobungsfeldern“ der 1960er Jahre über die Partearbeit im Kanzleramt und durch die Leiden und Freuden des Berliner Senators für Wissenschaft und Kultur bis in die Wende und Nach-Wendezeit.

Ein Mann der Zweiten Reihe. Aber genau dort fallen oft die wichtigen Entscheidungen. Dort werden sie vorbereitet, sachlich, juristisch, strategisch und – besonders wichtig – optisch. Der Heldentenor auf der Bühne ist wenig ohne seine Beleuchter, Kulissenbauer, Inspizienten und Souffleure. Wenn er zur Feder greift oder in dieselbe diktiert, steht meist im Untertitel: „Was ich immer schon einmal verschweigen wollte.“ – Der Beobachter in der Kulisse darf die Redlichkeit sehr viel weitertreiben, mindestens bis an den Rand der Loyalität.

Der Historiker muss sich gedulden. Der Autobiograph hat den Vorteil, seine Akten nicht 30 Jahre verschließen zu müssen. Radunski

kis Buch ist nicht Abrechnung, aber Rechenschaft, weniger vor der Geschichte als vor sich selbst. Oft sind es Bruchstücke, manchmal frisch aus dem Zettelkasten, aber (wie weiland bei Goethe) solche „einer großen Konfession“. Trotzdem immer bereit, an der Realität zu scheitern.

Darin liegt sein Mehrwert für den Leser. Dieser subvokalisiert die eigene Zeit, und siehe da: Vieles war anders, als es die Schlagzeilen glauben machten. Erfolg und Niederlage entschieden sich oft an lächerlichen Kleinigkeiten. Politik war nicht das Produkt anonymen Apparate, sondern persönlicher Anwesenheit. Der Leser kommt vielleicht als Voyeur im Nachhinein. Das mühsame Ringen um etwas Geländegewinn für das Wohl des Landes könnte ihn jedoch beschämen. Es steht haushoch über dem dumpfbackigen Gemurmel der Nichtwähler und Politikverächter.

„Hast du standgehalten?“ – Diese Frage an sich selbst umrahmt und durchzieht Radunskis Buch. Weniger explizit ist die Zwillingenfrage: „Hast du im rechten Moment auch nachgegeben?“ Peter Radunski müsste sie nicht fürchten. Leben oder Lehre? Intellektuelle Formel oder Erfahrungswissen? Vermutlich beides. Der freilaufende Leser und Demokrat wird sagen: „Solche Bücher zeigen mir nicht nur die zivile Mühsal des politischen Alltags. Sie adeln ihn auch. – Her damit! Weil ich es mir wert bin.“

HANDELSBLATT, 19.06.2015

GRÜNE REZEPTE^{*} IM ZWEIFEL

VERDIENSTE UND IRRTÜMER DER UMWELTBEWEGUNG

Die Frühlingsfarbe Grün war mal mutiges Kampfbanner. Wer es vor kaum vierzig Jahren hochhielt, wurde verlacht und verehrt. Naturapostel eigneten sich als Omakuschler oder -schreck. So einer trug Bart, strickte Pullover aus der Wolle zärtlich geschorener Schafe und buk sein Brot aus selbst gemahlenem Korn.

Die Bewegung wurde Partei. Spontane Aktionen wurden geplante Kampagnen, durchgegrenzt in heftigen Flügelkämpfen zwischen Spontis und Realos, ausgebaut im langen Marsch durch die Institutionen. Etablierte Inhaber der Parlamente mussten widerwillig Plätze räumen. Wer früher beim Thema Umwelt und Nachhaltigkeit Pickel bekam, hat längst auch ein grünes Mäntelchen. Alles ist gut.

Ist alles gut? Bevor sie dieses Dogma bezweifeln, bekennen sich die Autoren als ehemals Gläubige. Ihr „Kirchenaustritt“ ändert nichts

** Rezension über das Buch von Dirk Maxeiner und Michael Miersch „Alles grün und gut? – Eine Bilanz des ökologischen Denkens“, Albrecht Knaus Verlag*

an ihrem Ja zu Umwelt- und Klimaschutz. Sie wollen aber nicht mehr auf der Stelle treten. Sie sind nicht klassische Renegaten, die sich in Auto-Immunabwehr abrackern, ihre Vergangenheit porentief vergessen zu machen.

Ihr Buch verengt nicht, es weitet den Blickwinkel. Es begrüßt die Erfolge der Umweltbewegung. Es entlarvt aber Irrungen und Wirkungen aus den professionellen Treibhäusern der Kampagnenbüros von Greenpeace und den eher dilettantischen Amtsstuben der Öko-Bürokraten. Die produzieren immer neue Albernheiten. Für die neuen Apostel der reinen Lehre stehe Natur und begrenzte Ressourcen nicht wirklich im Mittelpunkt. Knallharte Profiteure und ideologische Hochseilartisten steuerten das grüne Bewusstsein aus einer Sackgasse in die nächste.

Da werden hermetisch gedämmte Häuser zum Biotop für Schimmelpilze. Wälder weichen Stromtrassen, Nationalparks erzeugen Waldsterben, das sie verhindern wollen, Quecksilbrige Sparlampen, brandgefährdete Dämmstoffe und Biosprit aus Lebensmitteln. Zuviel erweist sich als Sondermüll von morgen.

Maxeiner und Miersch sammeln Beispiele für den Hang mancher Menschen, eine lokale Richtigkeit für die globale Wahrheit zu halten. In den Köpfen entsteht eine Spirale, die sich nur nach innen dreht und als Standpunkt endet. Carl Christian Bry nannte diese Art des geistigen Irrwegs „verkappte Religion“.

Der sich noch erinnernde Linke ahnt, woran er seine ursprüngliche materialistische Identität verloren hat. Er ahnt, warum alte Erfolgsleute ihn nicht mehr erkennen. Er hat deren wirtschaftliche und soziale Interessen einer neuen Religion untergeordnet. Einer Religion, für diejenigen deren materielle Frage gelöst ist.

Auch die grüne Bewegung hat ihren Klerus und orthodoxe Scheuklappen. Als gläubige Hinterweltler sehen sie überwiegend die Welt hinter der Welt. Sie wollen die Bestätigung ihrer Monomanie. Sie verübeln sich sogar eigene Erfolge, denn diese schwächen ihre Predigt vom nahen Weltuntergang. Wer Apokalyptiker trösten und aufbauen will, erntet keinen Dank. Er wird böse vom Hof gejagt, nicht mit klugen Argumenten oder gesicherter Empirie, sondern als Dummkopf, Bösewicht und Verräter an der „guten Sache“. Nun gut. Der kann sich an diesem Buch schadlos halten. Er kann das ihm eingeredete Schuldgefühl ablegen. Er braucht es nicht unter der Bettdecke zu lesen, sondern mit Vergnügen und praktischem Gewinn.

Die Autoren gliedern mitvollziehbar und schreiben Klartext: keine Abhandlung und schon gar keine „Summa“, die ihrerseits der Versuchung erläge, die Welt aus einem Punkt zu erklären. Es ist auch ein Handbuch mit Empfehlungen, wie man den falschen Weg meiden kann, ohne auf den „einzig richtigen“ zu geraten. Wer aufs Tempo drückt, findet am Ende jedes Kapitels eine Zusammenfassung.

Gewiss gibt es auch hier Zuspitzung. So fehlen nicht „die da in Brüssel“, die sich quasi jeden Morgen fragen, was sie heute wieder anrichten können. Da wird vermurmelt, dass nicht nur Bio-Freaks, sondern auch die Lobby der Industrie am Werk ist, jeden trendigen Spleen in massenhafte Dummheit zu verwandeln. Da bleibt im Nebel, dass alle gern an den Steuer-Zitzen des Staates nuckeln, den sie dann als ewig Dummen an den Pranger stellen.

Erfrischend witzig wird der Text, wo er sich gegen die Ungebildeten ihrer Beschützer mit der Natur verbündet. Wenn man diese de facto verdrängt, um sie de jure zu bewahren, sinnt sie auf Rache. Sie hat viel mehr auf dem Kasten als es ihre selbst ernannten Apostel

ahnen. Sie handelt ja nach einer anderen Methode. Sie probiert lange hin und her, bevor sie eine Variante privilegiert. Deshalb wird sie sie bestehen, mit Weisheit und Geduld.

Im Laufe der Erdgeschichte hat sie schon Schlimmeres erlebt als die Spezies Mensch. Deren Ende kann sie gelassen abwarten. Vielleicht sind wir ja der Sondermüll, den sie eines Tages entsorgt. Inzwischen versucht sie, aus unseren Verrücktheiten das Beste zu machen. Schon gibt es den Specht, der im Styropor der gedämmten Hauswand seine Nesthöhle meißelt.

HANDELSBLATT, 09.03.2015

NICHTS FÜR SCHWACHE CHARAKTERE

WIE PROTESTBEWEGUNGEN DAS INTERNET NUTZEN

Empörungsbewegungen werden oft durch Schichten getragen, die nicht unmittelbar betroffen sind. Ihre Wortführer haben die Zeit und den Bildungsstand, um grundsätzliche Fragen zu formulieren. Sie wissen, dass die im alten Regime auch nur mit Wasser kochen. Sie erobern sich die nötigen Kommunikationswege. – Sie nutzen die aktuellsten Medien. – Sie unterlaufen Herrschaftswissen, sie verständigen sich miteinander und propagieren ihre Ziele geschickt. – Sie wissen, dass es nützlich ist, diese Ziele nicht zu trennscharf zu formulieren. Besser ist eine Projektionsfläche, auf der sich ein breites Spektrum von Anmutungen und Interessen versammeln lässt.

Dem hohen, aber schwerfälligen Organisationsgrad des alten Regimes begegnet Protestbewegung mit Flexibilität. Revolutionen werden von den einen gemacht, von anderen gewonnen. Das galt in der Französischen wie in der Russischen. Wir erleben das im

sogenannten „Arabischen Frühling“. „Die Revolution frisst ihre Kinder“. Ruhe ist nicht mehr erste Bürgerpflicht. Es entstehen bürgerliche Bewegungen mit Massencharakter.

Bei unterschiedlichen Einzelzielen haben sie gemeinsam: Sie vertrauen nicht mehr auf die Expertise der klassischen Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft. Expertengläubigkeit vergangener Tage schlägt um in Misstrauen von heute.

Das sind Symptome. Sie reichen nicht für eine schlüssige Diagnose. – Was ist neu an den aktuellen Protestbewegungen?

Es sind nicht mehr die biedereren Bürgerinitiativen der 1970er Jahre. Die kümmerten sich in Aktionen mit Volksfestcharakter um Stadtteilprobleme. Sie ähneln auch nur entfernt den Bewegungen um Frauenrechte, Frieden und Ökologie. Die wurden inzwischen von den Parteien jeder Couleur in ihren Stoffwechsel aufgenommen.

Mit dem Internet hat was Neues begonnen. Die digitale Revolution verändert alle Bereiche des privaten und öffentlichen Lebens. Es erzeugt keinen neuen Menschen. Es verstärkt die Fähigkeiten des alten. Damit verändert es die Systeme, in denen er lebt.

Im Internet stellt sich alles auf den Prüfstand, was bisher Medienrecht ist. Das neue Medium kommt mit der Unschuld einer Naturgewalt daher. Sein innerstes Gesetz ist enthemmte Grenzüberschreitung. Es ist nicht eine Variante der alten Medien.

Das Internet ermöglicht massenhaft vorhandenen diffusen Befindlichkeiten, sich zu artikulieren und zu organisieren. Das kann den öffentlichen Dialog der Zivilgesellschaft über ungelöste Probleme befeuern. Es kann zur politischen Willensbildung beitragen. Es kann aber auch Pseudoprobleme hochstilisieren

NICHTS FÜR SCHWACHE CHARAKTERE

Kein Medium ist so offen für Manipulation. Der Direktkontakt mit dem Adressaten lässt sämtliche Botschaften ungefiltert zu ihm vordringen. Der ist sekundenschnell und mit dem Überzeugungsdruck des heimischen Bildschirms. Für Zustimmung genügt ein Klick. Für die Beendigung einer Beziehung auch. Der Nuancenreichtum persönlicher Ansichten schrumpft zum digitalen Ja oder Nein. Ein „Ja, aber“ ist nicht vorgesehen.

Das Netz kann mobilisieren. Aber Politik braucht einen Ort, um stattzufinden. Den beherrscht meist die alte Macht. Ein Netz kann auffangen oder einfangen. Die große Freiheits-, Emanzipations- und Demokratieverwartung ist Enttäuschung gewichen. Alte Mächte haben sich im Netz breitgemacht.

Masse beeindruckt schwache Charaktere. Man fühlt sich als Teil eines großen Ganzen. Demagogen verstehen es virtuos, die Welt aus einem Punkte zu erklären. Sie bündeln Ängste aller Art zu apokalyptischem Schrecken.

Das gibt globalen Krisen eine enorme Wucht.

Kollektive Maximalforderungen beschleunigen Wirklichkeitsverlust. Am Ende steht eine Art „Lust am Untergang“ oder wenigstens die Lust beleidigt zu sein, die Ansätze zu einer pragmatischen Bearbeitung der Probleme sehr schwierig macht.

Das prägt Erregungs- und Empörungskampagnen. Deren Häufung erzeugt andererseits einen Gewöhnungseffekt. Der lässt die neue Waffe abstumpfen.

Masse beeindruckt schwache Politiker. Sie lassen sich im Foxtrott der Wahltermine von Umfragen beeindrucken. Sie verzichten auf langfristige Perspektiven und retten sich mit Symbolpolitik über die Runden. Wichtige Projekte der Infrastruktur scheitern

schon in den Vorzimmern, wenn sie nicht breite Akzeptanz und eine positive Presse gleich mitbringen.

Ich will nicht den Apokalyptiker spielen: Wegen der Ambivalenz des neuen Mega-Mediums kann man negative und positive Wirkungen miteinander verrechnen. Die Debatte ist entbrannt.

Gerade äußerte der Netz-Guru Jeron Lenier in der Paulskirche: „Wir haben eine kreative und mutige Idee der Zukunft eingetauscht gegen eine sehr langweilige Idee, die sich ausschließlich um Geld, Macht und Kontrolle dreht.“

Wie wäre es mit einer Empörungsbewegung gegen die Auswüchse und Gefahren des Internets?! Sie bringt den Geist zwar nicht wieder in die Flasche, legt ihn aber vielleicht an die Kette vernünftiger Spielregeln.

Mir fiel dazu ein interessantes Zitat in die Hände: „Die Vernunft kann sich mit größerer Wucht dem Bösen entgegenstellen, wenn der Zorn ihr dienstbar zur Hand geht.“ Den Satz schrieb Papst Gregor der Große vor 1300 Jahren. – Er muss dabei an unser heutiges Treffen gedacht haben.

REDE BEIM BANKENVERBAND, 04.11.2014

JOURNALISMUS IM VISIER

INTERNET GEFÄHRDET SERIOSITÄT UND OFFENHEIT

Meine Damen und Herren,

ich danke für die Gastfreundschaft und ein Thema, das einen Nerv der Gesellschaft trifft. Es verdient genaues Hinschauen. Mit unabhängiger und kompetenter Presse steht und fällt ein demokratisches Gemeinwesen. Sie spiegelt die Welt, die uns umgibt. Die ist uns zu einem winzigen Teil durch Primärerfahrung zugänglich. Wir sind auf Sekundärerfahrung angewiesen.

Früher war dem deutschen Michel gleichgültig, was sich hinter den Bergen, dem großen Wasser oder irgendwelchen Wüsten ereignete. Goethe reimte: „Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, / wie fühl ich mich so froh und frei, / wenn hinten, fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen.“ Die biedermeierliche Denke hat sich in Spitzweg-Motive zurückgezogen. Globalisierung ist auch Welt-Innenpolitik. Es ist Begegnung von fernen Kulturen. Auch eine neue Konfrontation. Eine dänische Regionalzeitung ver-

öffentlich Karikaturen. Das kann in Pakistan Hunderttausende zu Hassdemonstrationen auf die Straße treiben.

Es muss uns interessieren, ob man uns ein zutreffendes Bild vermittelt, ob wir die wirklichen Zusammenhänge und Hintergründe erfahren. Es muss uns interessieren, wie Medien arbeiten und welche Leistungen sie erbringen. Sie sind zu wichtig, um sie sich selbst zu überlassen.

Ich bin bereit, groß von Journalisten zu denken. – Es würde mich nicht stören, wenn sie selbst groß von sich denken. Sie müssen aber ihre Arbeit ordentlich machen. Medien sind keine Veranstaltung für sondern eine der Gesellschaft. Ihre Rolle ist konstitutiv für unsere Demokratie.

Die Frage „Was ist, wenn es alle tun?“ als kategorischen Imperativ von Kant höre ich selten. Der kategorische Imperativ unserer Mediengesellschaft lautet: „Was ist, wenn es rauskommt?“ Macht und Mächtige fürchten nichts so sehr, wie die Veröffentlichung von dem, was sie nicht öffentlich vorzeigen wollen. Das diszipliniert und ermöglicht demokratisches Miteinander.

Die Medienlandschaft erlebt eine dramatische Umbruchphase. Das hat zum Teil technische Ursachen: die digitale Revolution mit ihrer Mobilisierung der Geräte, die explosive Ausfaltung des Internets, die zeitgleiche Synchronität von Ereignis und Rezeption, die grenzenlose Kommunikation.

Die totale Überflutung mit ungeprüfter Information ist ein epochaler Strukturwandel. Wir erleben zunehmende Kommunikationsdebakel. Nicht immer so platt wie die WELT-Meldung vom 10. Juli: „Helmut Kohl ist tot“. Die sind als unterhaltsame Kapriolen nicht abzutun. Sie sind Herausforderungen der demokratischen Gesellschaft.

Verlage haben wirtschaftliche Sorgen. Der Pegel von Anzeigen und Abonnenten sinkt. Sparzwänge verdichten die Arbeit und verarmen Erträge. Der ökonomische Maßstab hat im Kultursektor Grenzen.

Wir kennen die auch aus der Landwirtschaft, aus Universitäten, aus der Politik, eben auch aus der Presse. Nachrichten sind Ware, aber nicht nur. Im Verdrängungswettbewerb geht Tempo vor Sorgfalt. Banales wird aufgeschäumt. Erregungspotenzial und Unterhaltungswert rücken in den Vordergrund. Sachthemen werden personalisiert, Meldung und Meinung nicht mehr klar unterschieden. Das System begünstigt tendenziell schlechte Eigenschaften und Charaktere. Es benachteiligt gute.

Die Trillerpfeifenmelodie: „Quantität ist Qualität“ geht fehl. Wie beim Künstler können fünf mittelmäßige den exzellenten nicht ersetzen. Der exzellente Journalist wird gebraucht. Der Nachrichtenjournalismus wird zunehmend von Maschinen abgewickelt. Tugenden werden nicht offiziell abgeschafft. Sie werden umgedeutet. Auch der Grundsatz, der lange Jahre die Journalisten-Ausbildung bestimmte: „Mach dich mit keiner Sache gemein, auch nicht mit einer guten!“ Gegenwärtig werden Journalisten, die Sendungsbewusstsein ausleben, belobigt.

Ich habe das Wort vom „intentionalen Journalismus“ geprägt. Es gibt ihn in verschiedenen Abstufungen. Von der wohlmeinenden Absicht über viele Formen der Interessenvertretung bis hin zur robusten Propaganda und dem Versuch, als Ko-Politiker unmittelbar in die Zuständigkeit der Staatsorgane einzugreifen. Die Folgen sind unübersehbar: Das Vertrauen in den Journalismus sinkt. Er steht unter verstärkter Beobachtung. Er zeigt aber wenig Neigung, sich selbst kritischen Fragen zu stellen. Das Wort vom „Lügen-Journalismus“ ist nicht in aller Munde, aber schon in zu vielen Köpfen.

Journalismus ist „Spiegel“ der Welt. Entscheidend ist: Wer hat den Spiegel in der Hand, wie geht er damit um? Worauf ist er gerichtet, worauf nicht? Wann vergrößert, verkleinert, verzerrt er die Realität? Welche Themen streift er nur, auf welchen verweilt er unsinnig lange? Welche Interessen stehen dahinter? Am Ende glauben wir, alles mit „eigenen Augen“ gesehen zu haben und haben doch nichts Verlässliches erfahren.

Vier Sünden aus dem Beichtspiegel des politischen Journalisten erscheinen mir besonders bedenklich. Hier bedarf es der Reue und Umkehr.

1. Der Hype

Wir haben es erlebt: Monatelang beherrscht ein Thema die Öffentlichkeit: Griechenland. Europa leistete sich ein Katz-und-Maus-Spiel zwischen Finanz-Technokraten und sozial auffälligen Salon-Sozialisten mit Schillerkragen. Gleichzeitig erwägen die Briten ihren Austritt aus der EU. Die TV-Scheinwerfer starrten beharrlich auf griechische Bankautomaten, obwohl ein Briten-Ausstieg der wirkliche Anfang vom Ende dieses Europas wäre.

Die Produktionsbedingungen der Medien-Branche fördern Verhalten, dem sich der einzelne Journalist kaum entziehen kann. Die Anbieter kämpfen um einen nicht mehr zu vergrößernden Markt. Verdrängungskonkurrenz erzeugt eine eigene Logik.

Nicht Relevanz entscheidet, sondern das Erregungspotenzial. Politische Vorgänge erscheinen in systematisch verzerrter Darstellung. Der Journalist wird Teil des Ereignisses. Er inszeniert mit. Strukturfragen werden personalisiert. Sie werden nach dem Muster privater Beziehungen gedeutet und psychologisch diagnostiziert.

Berichte über wichtige Themen fokussieren auf parteipolitisches Gezänk und Geschacher. Aus Information wird Infotainment. Wir erleben nicht Vielfalt und diskursive Spannung, sondern „Mainstreaming“. Motto: „mehr desselben“. Nichtiges schäumt gewaltig. Sachthemen werden püriert. Gerüchte tunen sich zur Tatsachenbehauptung. Die Systemtheorie kennt das Phänomen: Den sich selbst verstärkenden Regelkreis.

2. Die Jagd

Die zweite Todsünde eines politischen Journalisten ist Jagdfieber. Reporter gieren nach dem ersten Foto, belagern das Haus des Opfers, des Täters, kämpfen um das erste Statement der Nachbarn und Freunde.

Helfer müssen sich nicht nur um traumatisierte Opfer kümmern. Sie müssen nebenbei eine Horde internationaler Journalisten im Zaum halten. Die „Meute“ hat ihr Scheckbuch dabei. Nachbarn plaudern munter drauflos. Gierige Kameras und Mikrofone saugen alles auf. Es fehlt nicht an Skandalisierung zu Guttenberg, Schavan, Köhler, Wulff, Steinbrück. Es geht mir nicht um Meinungen zur jeweiligen Affäre. Es geht um Methoden und Haltungen politischer Journalisten.

Während des Wahlkampfs 2013 konnte der FAZ-Journalist Minkmar den Kanzlerkandidaten Steinbrück ein Jahr begleiten. Er hatte Gelegenheit, das Verhältnis von politischer und medialer Realität zu studieren. Sein Fazit: Sachthemen kamen so gut wie nicht zur Sprache. Politik wurde Nebensache. Das Medienkarussell erzeugte einen Strudel, dem niemand entkommen konnte. Menschen werden zum „Zielobjekt“. Sie werden „zur Strecke gebracht“.

Äußerst bedenklich wird solches Verhalten, wenn einige aus der Justiz mitmachen. Eine Hausdurchsuchung ist dann nicht mehr Hoheitsakt der Staatsgewalt, sondern Regieknüller einer Inszenierung. Wenn Staatsanwälte vor Prozessbeginn öffentlich ihre Beurteilung anbieten, wird es gefährlich. Auch hier ist die Rolle der Medien ambivalent. Sie spiegeln nicht nur, sie kreieren auch Ansichten der Bevölkerung.

3. Der Kotau

Die dritte Todsünde des politischen Journalisten ist der „Kotau“ – die Unterwerfung unter die subtilen Verführungen der Macht und des Geldes. Die moderne Macht arbeitet nicht mit Reichsparteitagen, Spitzelsystemen und Folterkammern. Sie hängt süße Fliegenfänger in die Landschaft. Sie wartet geduldig ab.

Sie begrenzt die Freiheit nicht durch Attacke, sondern durch Umarmung. Den Zugang zu Schmutzdeckeln der Macht müssen sich Journalisten erkämpfen. Journalisten haben aber freien Zugang zu den großen Inszenierungen. Sie werden mit Hochglanzbroschüren überschüttet. Man bittet sie zum „Hintergrundgespräch“ und nachher zu Tisch. Solcherart hofiert erliegen schwache Charaktere der Vorstellung, sie selbst seien Teil des Systems. Gehören Journalisten in die erste Reihe? Wer vorne sitzt, hört schlecht, was hinter ihm gesprochen wird. Er hört gar nicht, was geflüstert wird.

Während sich die Akteure im politischen Ring abrackern und sich gegenseitig das Gesicht demolieren, können sie sich zurücklehnen und Noten verteilen. Medien und Politik spielen im gleichen Stück und vor dem gleichen Publikum, aber in verschiedenen Rollen. Sie können sich aber auch gegenseitig die Rollen streitig machen.

Das bringt mich zur vierten Todsünde des politischen Journalisten:

4. Der Wille zur Macht

Beim letzten Bundestagswahlkampf wurde ein Phänomen besonders deutlich, das in der „Mediendemokratie“ von wachsender Bedeutung ist. Ich zitiere Thomas Meyer, emeritierter Professor für Politikwissenschaft und Chefredakteur der Zeitschrift Frankfurter Hefte: „Das Ziel maßgeblicher Journalisten war, sich in den Prozess der Machtbildung einzumischen.“

Bei einer zentralen Gruppe von Alpha-Journalisten ist eine Erosion essentieller professioneller Maßstäbe zu beobachten. Sie agieren längst, als hätten sie ein privilegiertes politisches Mandat. Es ging ihnen darum, den Wählern in der Wahlkabine „die Hand zu führen.“ In autoritären Systemen ist Journalismus ein homogener Block. In einer multipolaren Gesellschaft entfaltet er sich in einem weiten Spektrum von Kompetenz, Profil, Temperament und Charakter. Die Pluralität des Informationsangebotes steht für den Anspruch des Bürgers auf politische Selbstbestimmung.

Dem „Veröffentlichungsmonopol“ steht kein adäquater Kontrollmechanismus gegenüber. Das wäre so lange erträglich, wie freiwillige Selbstkontrolle greift und Fehlentwicklungen vermieden werden. Die Öffentlichkeit hat die neuen medialen Risiken noch nicht wirklich erkannt. Die Politik ist noch auf die alten Medien fixiert. Das Netz entwickelt sich archaisch. Grenzüberschreitung jeder Art ist Prinzip.

Wie verhält sich im Zeichen des Internets die professionelle Presse zur freilaufenden Bloggerkultur? Kann jeder morgens aufwachen und sagen: „Ab heute bin ich Journalist“?

Ohne sich seiner Verantwortung zu stellen und das Presserecht zu respektieren, kann man es nicht beanspruchen. Verkünder letztgültiger Wahrheiten sollten keinen Phantasienamen als „Burka“ tragen.

Von Seiten der Presse sah ich kein Erstaunen über Selbstermächtigung von Bloggern. Die spielen schnelle Eingreiftruppe der Vierten Gewalt. Ein Berufsstand, der nicht minder gefährliche Dinge tut als ein Chirurg oder ein Architekt, überlässt man nicht Laienspielern.

Im Straßenverkehr haben bestimmte Fahrzeuge Sonderrechte. Sie schalten Blaulicht ein und fahren bei Stau ungestraft über Randstreifen oder rote Ampeln. Das dürfen sie zur Rettung bedrohter Menschenleben oder zur Verhinderung oder Verfolgung einer Straftat. Nicht alle können sagen: Ein Blaulicht will ich auch.

Das ist eine holzgeschnittene Analogie. Wenn sich jeder als Journalist ausweisen darf, weil er ein paar wütende Sätze schreiben kann und ihm sein Tablet für lau einen Welt-Sender zur Verfügung stellt, sollten professionelle Journalisten und wir eine steile Stirnfalte bekommen und sagen: „Stopp mal!“

Wenn die Profis der Blogger-Szene die Themenfelder und Spürnasen überlassen, für die ihnen selbst Mut oder Eifer fehlen, wird der Komödienstadl das Staatstheater besetzen.

Im Internet tummeln sich ernsthafte Wahrheitssucher, aber auch massenhaft dubiose Spontis. Firmen, Parteien und Interessengruppen unterhalten inzwischen pseudonyme Blogs, um Konkurrenten aus dem Markt zu drängen oder politische Gegner zu bashen. Das ist kaum einzudämmen. Man sollte zögern, Hoheitsrechte wie Quellenschutz oder Zeugnisverweigerung aushöhlen zu lassen, weil sie sich inflationieren.

Ich bin kein Träumer. Jede Information ist auch Desinformation. Sie stanz einen Teilaspekt aus dem Gesamtzusammenhang. Das ist unvermeidbar, und bekümmert den verantwortlichen Journalisten. Er weiß, dass Neutralität und Objektivität immer nur das Ziel sein

können: unerreichbar wie der Polarstern, aber unverzichtbar als Orientierung auf hoher See.

Charakter und persönliche Lebenserfahrung spielen hinein. Die Großen des Gewerbes waren nicht nur „Textwerker“ und Zeilenschinder, sondern auch prägnante Persönlichkeiten.

Sie waren Lichtjahre entfernt vom unverantwortlichen Skribenten, der gezielte Desinformation betreibt, weil er ein ideologisches Konzept verfolgt, das Lied der Mächtigen singt oder einfach nur drauflos plappert.

Der verantwortlich handelnde Journalist wird sorgfältig recherchieren, Quellen überprüfen und abgewogen gewichten. Er hält Meldung und Kommentar klar auseinander. Er nimmt seine Zuschauer oder Leser ernst. Deshalb traut er ihnen zu, sich auf die Fakten ihren eigenen Reim zu machen. Er ist auch bereit, seinen eigenen Helden zu entlarven, wenn es die Tatsachen erzwingen. Er weiß, dass jedes Ding mehrere Seiten hat. Er hält es mit Tucholskys geschliffenem Satz: „Ich glaube jedem, der die Wahrheit sucht. Ich glaube keinem, der sie gefunden hat.“

Bei Lebensmitteln verlangen wir, dass man uns sagt, was drin ist. Nach vielen Skandalen mit gefährlichen Substanzen, Gammelfleisch oder falschen Mixturen ist dies der Versuch, verlorene Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen.

Wie wäre es – naiv gefragt –, wenn sich auch der Journalist kennzeichnen oder outen würde, der mir nichts berichten, sondern dieses oder jenes Ziel verfolgt?

Also: „Hiermit soll Frau Merkel beschädigt werden.“ Oder: „Hiermit werde ich das geliebte Gabriel-Bashing fortsetzen.“

Natürlich lässt sich das nicht realisieren. Man könnte aber für sich selbst ein eigenes Raster entwickeln, das hinter dem Erregungs-

schaum die nichtige Relevanz, hinter den Fakten die Gerüchte und hinter dem Bericht die Absicht erkennt. Zu Risiken und Nebenwirkungen frag dich selbst, deine Lebenserfahrung oder einen Menschen deines Vertrauens! – Ein wichtiges Lernziel der Medienkunde.

Früher begann die Leistung des Journalisten mit der Auswahl der Nachrichten. Er trennte die Spreu vom Weizen. Heute haben wir eine veränderte Situation. Nachricht und Meldung lösen sich vom Journalismus. Der „Live-Ticker“ ist Normalfall. Die Zeitung war auch auf der Jagd nach Aktualität. Zugleich aber war sie wenigstens ein paar Stunden lang auch Absatzbecken und Klärwerk. Die aktuell verfügbare Technik ist nicht entscheidend. Es ist egal, ob Inhalte als „Holzmedium“ oder auf dem Touchscreen daherkommen. Es geht um Relevanz und Qualität.

Wir wollen eine konstruktive Rolle als Bürger, Wähler und Zeitgenossen spielen. Dafür brauchen wir ein möglichst realistisches Bild dieser Welt. Ich will nicht nur kritisieren. Ich mache einige bescheidene Vorschläge:

Professionalisierung ist wichtiger denn je. Gutes darf etwas kosten. Echte Reportagen und kritische Berichte brauchen Zeit, Kraft und Ausdauer. Schund und Geschrei drängen sich auf. Eine gute Recherche, eine stichhaltige Enthüllung, eine gründliche Analyse muss man sich besorgen wie ein Wertobjekt.

Neue Höflichkeit. Anarchische Verwilderung und Infamie fördern den Zerfall der Gesellschaft. Verlüderung ist kein Bio-Siegel. Wer nur die Toilettentüren aushängt, bringt noch keinen neuen Menschen hervor. Die wachsende Dichte und Verflechtung aller Vorgänge in der Welt zwingen zu neuen Umgangsformen.

Als praktische Reform könnten große Medienhäuser im eigenen Blatt oder Programm schwere Fehlgriffe aufarbeiten. Richtig-

stellung und Entschuldigung sollten selbstverständlich sein. Eine „Glashaus“-Sendung wie sie der WDR einmal im Dritten Programm hatte, ist nicht Nestbeschmutzung, sondern Hausputz. Warum nicht einen oder zwei der begehrten Journalisten-Preise für journalistische Selbstkritik reservieren? Ein jährlicher „Bundespresstag“ als Begegnung der Branche mit sich selbst, aber auch mit externer Kritik aus Wissenschaft und Politik könnte die eigene Arbeit evaluieren. Es wären erste Schritte, dass der Journalismus ein realistisches Bild von sich und seinem Verhältnis zur Gesellschaft findet.

In französischen Fabelbüchern gibt es die Geschichte von Chantecler. So lautet dort der Name des Hahns. Jeden Morgen bildet er sich ein, erst durch sein Krähen gehe die Sonne auf. Entsprechend selbstbewusst gebärdet er sich im Hühnerhof, und die Hennen, die es besser wissen, lassen ihm seinen Spleen. Eines Tages wird ihnen sein protziges Getue jedoch zu bunt. Sie mischen ihrem Herrn und Meister ein Schlafmittel unter die Körner. Als er am nächsten Morgen erwacht, steht die Sonne schon hoch am Himmel. Chantecler ist zutiefst erschüttert. Er erlebt die totale Identitätskrise, und aller Glanz fällt von ihm ab. – „Hochmut kommt vor dem Fall!“, sagen die Hühner und picken ungerührt weiter.

KEYNOTE BEIM ITSC KUNDENTAG, 15.09.2015

NÄHE HAT ZUKUNFT

WIE ZEITUNGEN IN DER KRISE ÜBERLEBEN KÖNNEN

Vorab ein Quantum Trost: „Vielleicht haben wir es mit einer Art Hysterisierungsschleife zu tun. Die Medien machen aus Pseudo- oder Nullinformationen Nachrichten. Die Abnehmer steigern gelegentliche Fehlleistungen zum Generalverdacht. Und das Internet wirkt mit all seinen Verschwörungsforen als Hysterieverstärker. Zum Glück aber beziehen die meisten Deutschen ihre Informationen nach wie vor aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk und den etablierten Zeitungen.“ (Sozialpsychologe Prof. Harald Welzer, März 2015 im Kölner Stadt-Anzeiger)

Es war einmal, da war der Zeitungskiosk Meetingpoint für das tägliche Rendezvous mit der Welt: Rasche Versorgung mit Informationen, Unterhaltung und Service, auch für den kleinen Hunger zwischendurch, an der Bushaltestelle, im Wartesaal, am Frühstückstisch, das schnelle Finden in vertrauten Rubriken, das Nahe und das Ferne, das Bunte und das Umfassende, das Vorgeklärte, Durchdachte, zu-

weilen das Vertiefte und natürlich das Enthüllende, und all das ohne Steckdose oder Akku, ohne Passwort und Systemabsturz. – Eine gute Zeitung war ein „Schnäppchen“, das man für ein paar Münzen ergattern konnte.

Aber plötzlich stand die seltsame Frage im Raum: „Wie lange wird es das noch geben?“ Bill Gates prophezeite das Ende der Zeitung für das Jahr 2000. Er verschätzte sich wie schon so mancher Apokalyptiker. Das Neue macht blind, und Totgesagtes hat oft eine erstaunliche Vitalität. – Trotzdem: Wer vom Wolkenkratzer stürzt, könnte 150 Stockwerke lang meinen, es sei doch alles in Ordnung.

Ein flüchtiges Phänomen waren Zeitungen schon immer, denn das war ihre Natur. Der Inhalt wechselte täglich. Die sensationellen Themen und Ereignisse von heute waren der Schnee von morgen. Auch der Materialwert war gering. Man faltete das Ding zusammen und stopfte es in die Manteltasche. Zeitungen – auch solche mit donnernder Schlagzeile – stapelten sich gefährlich nahe am Kamin.

Und nun ist digitale Revolution, Internet, Globalisierung. Vor dem Übermaß an Informationen fehlt es an Maßstäben und kategorisiertem Wissen, um Relevantes vom Nichtigen zu unterscheiden. In der zerfallenen Masse der Meinungen und Befindlichkeiten sucht man nach Persönlichkeiten von Weit- und Durchblick, mit denen die Auseinandersetzung lohnt. Allein gelassen hat es der Einzelne immer schwerer, aus dem chaotisch-anarchischen Angebot medialer Signale ein stimmiges Bild der Welt zu gewinnen, ohne das er seine eigene Identität nicht empfinden und entwickeln kann. Grenzenlose Weite überlagert das Nahe. Der allgemeine Globalisierungsrausch scheint das Regionale und Lokale für immer zu entwerten.

Man könnte sich täuschen. Vielleicht ist das Gegenteil richtiger. Schwindende Ressourcen wachsen im Wert. Die meisten Grenzen,

an denen wir scheitern, sind Kopfgeburten. Wir haben sie uns selbst gezogen. Vielleicht ist auch die Fiktion totaler Grenzenlosigkeit eine solche. Sechs elementare Gründe könnten dafür sprechen:

- » Sozialhistoriker verweisen auf eine interessante Konstante. Unser Lebensraum ist in der Regel etwa so groß, wie wir ihn mit dem jeweils gebräuchlichsten Fortbewegungsmittel in einer Stunde durchqueren können. Aufmerksamkeit und Teilhabe betreffen nur zu geschätzten 5 % den supranationalen Sektor, zu vielleicht 15 % den nationalen, zu 80 % jedoch den regionalen Bereich. Nur hier verbringen wir den schmalen Zeitspalt unseres Lebens. Hier kennen wir uns aus und fühlen uns „daheim“. Die Leute akzeptieren die europäische und erst recht die globale Entwicklung nur, wenn ihnen die regionale Verwurzelung erhalten bleibt und sie hier sogar eine gewisse Kauzigkeit kultivieren dürfen.
- » Alle Großstrukturen der Gesellschaft – Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, erleben schwere Einbrüche. Der kostbare Rohstoff „Vertrauen“ wurde leichtfertig verschleudert, aber: „Ohne Vertrauen würde niemand morgens aufstehen.“ (Niklas Luhmann, 1968). Schritt und Sprung brauchen aber einen sicheren Boden. Neue Verlässlichkeit entsteht nicht durch theoretische Zusagen, sondern durch konkrete Erfahrung, und diese ereignet sich nicht im Taumelflug durch kosmische Weiten, sondern im persönlichen Kontakt.
- » Die Finanz-, Wirtschafts-, Schulden- und Eurokrise, aber auch Umwelt- und Lebensmittelskandale schüren das Misstrauen in die Weisheit globaler Steuerung durch anonyme und demokra-

tisch nicht legitimierte Mächte. Wer nicht einfach nur die Hacken in den Sand stemmt, hat ein starkes Bedürfnis nach Teilhabe im überschaubaren Bereich.

- » Die Argumentationsarmut und Entscheidungsphobie der Politik weckt Bewegungen und Gruppen, die konkrete Ziele formulieren und sie vor Ort realisieren wollen.

- » Die digitale Revolution erlaubt eine Individualisierung der Produktionsverhältnisse. Das Internet der Dinge ermöglicht die Herstellung des angepassten Einzelprodukts zum gleichen Preis wie früher nur die Massenware. Angesichts gesättigter Märkte, zunehmend schwieriger Rohstoffversorgung und einer nicht beliebig erweiterbaren Lebenszeit der Konsumenten kann „Wachstum“ nicht mehr nur Masse bedeuten.

- » Das Bundesverfassungsgericht stellte in zahlreichen Urteilen klar: „Die gesamtstaatliche Meinungs- und Willensbildung vollzieht sich vom Souverän in Richtung auf die Staatsorgane hin und nicht in umgekehrter Richtung.“

Vor solchen Trends und Gegebenheiten ist regionaler und lokaler Journalismus keine aussterbende Spezies, sondern eine Kulturtechnik mit wachsender Bedeutung. Wenn er sich nicht unter Wert verkauft, wird er zum aufmerksamen Begleiter der Leute in ihrer unmittelbaren Lebensumgebung. Er setzt nicht panisch auf Breite (flach) und Tempo (flüchtig). Er kann das Nahe und Konkrete mit Sorgfalt und Kontinuität beobachten, und seine Leser können das Ergebnis anhand eigener Primärerfahrungen überprüfen. Ökonomischer

NÄHE HAT ZUKUNFT

Druck mag die Verlage zwingen, die Mantelteile ihrer Blätter zusammenzulegen. Beim Lokalteil ist das ohne Totalverlust nicht möglich.

„DREHSCHIEBE – MAGAZIN FÜR LOKALJOURNALISMUS“
DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG, 15.04.2014

KAMPF ODER TANZ?

ÜBER DEN NEUEN EINKLANG VON BERUF UND KARRIERE

Beruf und Karriere. Das klingt wie Raum und Zeit. Und nun bin ich selbst überrascht: Es hat tatsächlich miteinander zu tun, zumindest als Analogie.

Der Beruf eines Menschen ist, wenn er ihn sich selbst aussuchen durfte oder sich an ihn wenigstens gewöhnen konnte, ein Lebensraum, in dem sich große Bereiche seiner Identität entfalten. Hier setzt er seine Fähigkeiten und Fertigkeiten ein. Hier plant, probiert und produziert er Gegenstände oder Leistungen, deren Gelingen und Sinn ihm am Herzen liegt. Hier erlebt er Triumphe und Niederlagen. Sein Arbeitsplatz bietet ihm Kontakt, Anregung und Herausforderung. Sein Arbeitsvertrag sichert seine materielle Existenz, den Aufbau einer Familie, die Zukunft seiner Kinder. Der Beruf umgibt ihn wie ein Raum, in den er hineinwächst, wo er sich auskennt und heimisch fühlt. Das hat die Dynamik der Spirale, deren Horizont wächst, indem sie um eine Mitte kreist. Deshalb sind „prekäre“ Ar-

beitsverhältnisse oder gar ein „Berufsverbot“, sei es aus plötzlicher Arbeitsunfähigkeit oder betriebsbedingter Kündigung, kein beiläufiges Ereignis einer Biografie. Sie verstören und verletzen. Den Schwachen können sie innerlich vernichten, beim Starken neue Lebensgeister und Kräfte wecken.

Anders die Karriere. Sie orientiert sich nicht im Raum, sondern an der Zeit. Sie hat ein fernes Ziel, geplant oder durch Zufälle beeinflusst, immer auf der Suche nach der Überholspur, angefeuert durch Interessen der Macht, des Reichtums, des Einflusses oder auch im geregelten Takt der „Laufbahn“.

Im Beruf spielen Bildung und Ausbildung eine entscheidende Rolle. Die Karriere benötigt Strategie, Ausdauer, die Gunst des Augenblicks, auch die Fähigkeit, Erfolge pompös zu betonen und Niederlagen möglichst schmerzarm zu verklappen. Wer die Stufenleiter einer Hierarchie (griechisch für „heilige Herrschaft“) erklimmen will, macht Sprünge ins Unbekannte. Dort warten erregende Entdeckungen und ungeahnte Möglichkeiten. Nach Peter-Prinzip lauert aber auch die Stufe der Unfähigkeit, oder die Karriereleiter wird zum Hamsterrad.

Zugegeben. Bis hierher war das eine gehörige Portion Romantik. Beruf und Karriere sind nicht mehr, was sie einmal waren. Jede eindimensionale Vorstellung ist falsch. Einstein hat Newton überholt und uns gelehrt, dass Zeit und Raum keine Gegensätze sind, sondern Erscheinungsformen ein und desselben Phänomens. Vielleicht haben auch Beruf und Karriere gemeinsame Gene. Dazu muss man allerdings das 19. Jahrhundert verlassen.

Was dort noch scharf unterschieden wurde, hat in der Moderne weiche Ränder. Wer seinen Beruf liebt und ihn tiefer versteht als nur eine „typische Handbewegung“, handelt verantwortlich auch in über-

geordneten Fragen. Er ist unausgesprochen Teil des Managements. Er sitzt nicht da und spitzt seine Bleistifte, sondern begreift sich als mitzuständig für das größere Ganze. – Umgekehrt ist auch ein Manager sein Geld nicht wert – und seine Boni schon gar nicht, wenn er die Berufe des Unternehmens und die Mitarbeiter nicht kennt, wenn er nicht deren Anteil an seiner Wirksamkeit begreift und respektiert. Gewiss, er muss vorrangig strukturell denken, planen, entscheiden und handeln, aber mit dem Rücken zu den Aktionären und mit dem Gesicht zum Betrieb.

Wie jeder Bereich der privaten und öffentlichen Zivilisation, erlebt auch die Arbeitswelt ihre völlige Umgestaltung. Der klassische Arbeitsbegriff als lohnabhängiges Vertragsverhältnis taugt längst nicht mehr, die Lebenswirklichkeit der Menschen zu beschreiben. Der Bedarf an Geräten ist trotz modischer Umwälzung irgendwann bedient. Dann konkurrieren die Anbieter nicht mehr um das Geld der Konsumenten, sondern um deren Zeit. Die ist nämlich der begrenztste Rohstoff, über den wir verfügen. Sie tun es heute schon mit einem panischen Aufwand an Werbedruck und Überredungskunst.

Vielleicht wird man demnächst nur noch von „Tätigkeit“ reden. Deren Wert unterliegt den Maßstäben einer neuartigen „Ökologie“. Ihr Grundsatz lautet: Niemand darf mehr Glück verbrauchen als er produziert.

Das klingt wieder romantisch, aber dieser Gedanke lag allen sozialen Bewegungen zugrunde. Von den Bauhaus- und Folkwangkonzepten, über die katholische Soziallehre Emanuel Kettelers bis Ludwig Erhards „Wohlstand für alle“, von der Sozialen Marktwirtschaft bis zu den Ruhrfestspielen zieht er sich als ein ständiger Unruhofaden durch die sozial-politischen Webstühle. Der Mensch kann unter dem

Druck der Verhältnisse – zumeist sind es die Machtverhältnisse – eine Weile kümmern. Eines Tages wird er sich fragen: „Und das soll schon alles sein?“

Beruf und Karriere haben begonnen, ihren alten Kampf in einen jungen Tanz zu verwandeln. Man darf gespannt sein, welche Pirouetten, Promenaden, Wechsel- und Wiegeschritte ihnen noch einfallen werden.

FOCUS-SONDERAUSGABE „BERUF UND KARRIERE“, 28.01.2015

